Paed. Pr.
~~2071aa~~
1863
Körber

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gez. u. gest. v. P. C. Geißler. *Druck v. Carl Mayer. Nbg.*

Peter Glückfeld,

der

gebesserte Müssiggänger

oder

die Reise nach einem fremden Stern.

Eine unterhaltende Erzählung

für

die Jugend

von

Philipp Körber.

Mit einem Stahlstich.

Nürnberg.
Verlag der C. H. Zeh'schen Buchhandlung.

63. B.
1843.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Peter Glückfeld,

der gebesserte Müssiggänger

oder

die Reise nach einem fremden Stern.

Erstes Kapitel.

„Ach Gott," seufzte Peter Glückfeld, ein Knabe von zwölf Jahren, indem er seine leeren Schreibbücher, in denen die Aufgaben fehlten, welche er seit geraumer Zeit hatte anfertigen sollen, in sein Ränzchen packte. Als alles drinnen war, schnürte er die Tasche mit betrübtem Gesicht zu. „Ach Gott, wie wirds mir gehen" seufzte er nun wieder, während er nach der Uhr sah'. Der Zeiger stand schon auf halb acht Uhr und immer machte Peter noch keine Anstalten, das Zimmer zu verlassen. Längst schon war der Vater im Geschäft, die Mutter schaltete im Hause, die Geschwisterte waren schon wohlgemuth und fröhlich in die Schule gegangen, wo sie die Zufriedenheit des Lehrers sich zu erwerben hofften, denn sie hatten alles fleißig ausgearbeitet, was ihnen aufgegeben worden war; nur Peter,

der faule, träge Peter, stand mit kläglichem Gesicht, stöhnend vor drückender Angst und konnte sich nicht entschließen, das Zimmer zu verlassen. Außen schien die Sonne so warm, so freundlich; Peter sah hinaus auf die Strasse; da gingen mit fröhlichem Gelächter die Kinder ihres Weges und Peter wendete beschämt dem Fenster den Rücken. Der Karnarienvogel fing an, mit schmetternder Kehle zu singen. »Ach!« seufzte Peter, »du Schreihals, du hast gut vergnügt sein, denn du brauchst nicht in die Schule zu gehen mit leeren Büchern, in welchen die Lektion stehen sollte. Warum hab' ich doch meine Sache nicht gemacht? nur ein paar Stunden weniger wenn ich im Garten herumgelaufen wäre, so brauchte ich mich kein Bißchen zu fürchten. Wie dumm war ich, daß ich nicht daran dachte. Und wie hat mir der Rektor gedroht: »Es sei das Letztemal, daß es mir verziehen würde; wenn ich wieder unfleißig wäre, so hätte ich mir die Folgen selbst zuzuschreiben. Wie wirds mir gehen?« So seufzte Peter und rang verzweiflungsvoll die Hände.

Endlich kam die Mutter wieder ins Zimmer; staunend über den ungewohnten Anblick blieb sie stehen.

»Was ist das? du noch da, Peter? Weshalb?« rief sie.

Peter seufzte und packte seine Mappe langsam auf. Wenn er einen Centnerstein hätte heben müssen, es wäre ihm nicht so sauer geworden. Langsam und mit wankenden Schritten ging er der Thüre zu.

Die Mutter schüttelte den Kopf und rief endlich erzürnt: »Nun, Mensch, was ist das für ein träges, träumerisches Wesen? hast du das Schulfieber oder bist du faul gewesen und hast deine Aufgaben nicht gefertigt? Antworte!«

Peter öffnete den Mund, aber er brachte keinen Laut hervor; es lag ihm wie eine Bergeslast auf dem Herzen; er versuchte abermals zu sprechen; er schnappte nach Luft, wie ein Fisch und brachte doch kein Wörtchen heraus. Endlich senkte er den Kopf und ein Strom von Thränen stürzte ihm aus den Augen, das Ränzchen sank zur Erde und und Peter verhüllte mit beiden Händen sein Angesicht.

»Ah, so, Peterchen?« rief die Mutter zürnend, »schade, daß der Vater schon fort ist; ich dachte mir's schon, du bist faul gewesen! Mach du nur so fort, dann wird ein sauberer Bursche aus dir werden. Und nun hinaus zur Klasse, sonst... Ich werde fragen lassen, ob du da bist« — rief sie Petern nach, der durch die Hausthüre rannte.

Peter ging eilends dem Gymnasium zu, denn es schlug drei Viertel und er riskirte noch eine Ordnungsstrafe, wenn er zu spät kam. Wie ein Missethäter, ohne daß er es gewagt hätte, aufzusehen, schritt er die breite Treppe hinauf dem Lehrzimmer zu. Er sagte kein Wort, er grüßte keinen Jugendfreund; mit finsterem, ängstlichem Gesicht setzte er sich auf sein Plätzchen. Neidisch sah er auf die andern, die sich gegenseitig ihre sauber gefertigten Aufgaben zeigten. »Peter! laß sehen, was du gemacht hast,« rief sein Nachbar, ein gutmüthiger rothwangiger Junge. Peter schnitt ihm ein finsteres Gesicht. »Oho, Peter! was ist dir, mein Mäuschen? du bist ja entsetzlich übler Laune; und verweinte Augen?« Seht, rief er laut, seht Peter an, wie jämmerlich er aussieht. »Was ist dir Peter?« riefen die andern, »wer that dir etwas zu leide, Peterchen?«

Allein Peter antwortete keine Sylbe; Thräne auf Thräne rann über seine Wange herab. Die andern schwiegen stille und fragten ihn mitleidig, ob ihm etwas fehle? denn sie hatten ihn lieb, weil er ein gutmüthiger lustiger Bursche war. »Nun Peter,« fragte sein Nachbar, »was fehlt dir denn?«

»Meine Aufgaben habe ich nicht gemacht,« stöhnte der Weinende.

Hm, so, so, — scholl es von allen Seiten.

»Ja, Peter, da können wir dir nicht helfen. Sieh, du bist ein guter Kerl, und wir haben dich alle recht lieb; aber wenn du faul gewesen bist, so wird dir eine Tracht Schläge, oder ein Tag im Karzer, ganz gut bekommen, Peterlein.«

„Peterlein fein, Peterlein fein,"
„Mußt ein wenig fleißiger sein!"

sang hinter ihm eine lustige Stimme. Peter ergrimmte und sah sich zornig um. Aber da scholl es schon wieder:

„Unser Peter, lieb und werth,"
„Ist so träg, wie'n altes Pferd."

So wurde Peter geneckt von seinen lustigen Kameraden und es geschah ihm damit ganz recht, denn: »kein Mitleid mit einem faulen trägen Burschen.«

Endlich ließen die Knaben den trübsinnigen Peter in Ruhe, denn es schlug die Stunde und der Rektor mußte jeden Augenblick kommen. Die Schüler legten ihre Hefte zurecht, jeder mit dem frohen Bewußtsein, das Beste, was er vermochte, gethan zu haben und der Hoffnung, der gütige Lehrer werde damit zufrieden sein und durch ein freundliches Wort, ein Lächeln oder wenigstens durch ein beistimmendes Nicken den Fleiß belohnen.

Peter dagegen saß wie auf Kohlen; die Schande drückte ihn fast zu Boden. Er konnte sich gar

nicht genug weinen, er faßte jetzt schon den festen Vorsatz, sich nie wieder eine ähnliche Nachlässigkeit zu schulden kommen zu lassen. Nicht die Furcht vor der Strafe; nein, wir müssen Peter Gerechtigkeit wiederfahren lassen — im Gegentheil, das bittere Bewußtsein des begangenen Fehlers, die Reue, das Gefühl der Herabwürdigung, der selbst verschuldeten Verachtung, die er sowohl vom Lehrer als den Mitschülern zu erwarten hatte, schmerzte und quälte ihn so tief. Wie viel hätte er darum gegeben, wenn es ihm möglich gewesen wäre, das Versäumte noch nachzuholen und wie würde er sich angestrengt haben, hätte er gestern nur den zehnten Theil von dem empfunden, was er heute fühlte.

Aber

„alle Reue kommt zu spät und macht das Geschehene nicht gut"

und die Wahrheit dieses Spruches lastete wie ein Alp auf Peters beengter Brust.

In diesem Augenblick ging die Thüre auf und mit freundlichem Blick, ein liebender Vater für alle Schüler, trat der würdige Rektor in das Zimmer. Die Knaben erhoben sich und boten ihm ehrerbietig den Morgengruß. Der Lehrer übersah seine Zöglinge und schien sichtlich erfreut, sie alle gesund und heiter beisammen zu sehen; nur einen

davon bemerkte er nicht. »Ist Glückfeld noch abwesend?« fragte er freundlich.

»Nein, er ist hier,« antworteten Peters Nachbarn; die übrigen drehten sich um und sahen nach Peter, der niedergedrückt von Scham dem Blicke des Lehrers entgangen war.

Der Rektor warf einen Blick nach Peter; er vermuthete was diesem fehlen mochte und eine unmuthige Falte lagerte sich auf seine Stirne. »Laßt uns beten, Kinder« sprach er sodann leise und mit einem andächtigen Morgenliede wurde das Tagwerk begonnen.

Die Heiterkeit des Lehrers war jedoch getrübt, durch Peters Schuld getrübt! So kann ein einziger träger oder widerspänstiger Schüler einem guten Lehrer das schwere Amt verbittern und zur Last machen. So kann er die Heiterkeit aus der Lehrstunde scheuchen, die sonst dort walten würde und durch ihn wird dann alles, der Muth des Lehrenden, die Lust der Lernenden, mit einem Worte, die rechte Freudigkeit, vernichtet. O, ihr lieben Kinder, für die ich diese Zeilen schreibe, wenn ihr doch alle das so recht bedächtet, wenn ihr Euch Peters Beispiel zu Herzen nähmet, wie viel Segen würden diese Worte stiften!

Der Rektor begann damit, die Aufgaben seiner Schüler zu untersuchen. Er fand bei allen

mehr oder weniger, was ihm nicht ganz gefiel. Hier wurde einiges, dort mehr getadelt, mitunter aber auch manches gelobt und der gute Wille bei keinem einzigen verkannt. Peter konnte den Augenblick nicht erwarten, in welchem der Rektor nach seinen Aufgaben fragen würde. Allein der Lehrer schien ihn geflissentlich zu vermeiden und es verfloß fast eine halbe Stunde, ehe er ihm nahte. Endlich, und mit sichtlicher Ueberwindung, ging der wackere Mann zu Peter hin. „Glückfeld," sprach er sanft, „täusche ich mich oder hast du wirklich deine Aufgaben nicht angefertigt?"

Peter weinte bittere Thränen; gerade diese Sanftmuth des gütigen Mannes zerriß ihm das Herz. „Ach," dachte er, wenn er nur zürnte oder drohte, ich wollte das alles gerne dulden; aber seine Güte — es thut mir so weh, so weh!" — Der Rektor wartete vergebens auf eine Antwort; endlich sprach er:

„Es betrübt mich, Glückfeld, wahrlich es betrübt mich sehr. Deine Trägheit nimmt nun überhand. Es ist heute das fünftemal, daß ich nach deinen Aufgaben vergebens frage. Ich drohte mit Strafe und muß mein Wort halten. Das Nähere wirst du auf meinem Zimmer erfahren, wohin du dich am Schlusse der Lehrstunden zu verfügen hast."

Mit wehmüthigem Blick schritt der Rektor seinem Sitze zu. Es begann der Unterricht in der deutschen Sprache. Ein kleiner Theil der Lehrstunde war dazu bestimmt, die Geschichte unserer Muttersprache den Schülern vorzutragen. Heute kam Hanns Sachs an die Reihe und der Lehrer gab einen kurzen Abriß seiner Lebensbeschreibung; zum Schlusse theilte er den Schülern noch ein Gedicht dieses alten Poeten mit; (wir setzen es zur Belustigung unserer lieben Leser hierher) es betitelt sich:

Das Kaiserthum Schlaraffenland.

Das Kaiserthum Schlaraffenland
Ist faulen Leuten wohl bekannt.
Der Eingang aber ist gar schwer,
Denn um die ganze Gegend her
Ist ein Gebirg von Hirsebrei,
Breit wohl zwei Meilen oder drei.
Wer einziehn will, muß sich vermessen
Durch dieß Gebirg sich durchzuessen.
Hat er dazu Kraft und Geschick
So ist er drinn im Augenblick.
Die Dächer sind von Zuckerfladen
Und Honigkuchen Thür und Laden;
Speckkuchen sind die Dielen, Wände
Um jedes Haus flicht man behende
Rings einen schönen hohen Zaun
Von Leberwürsten fett und braun.
Voll Sekt sind alle Bäch und Flüsse
Und wenn es schloßt, schloßt's Pfeffernüsse.

Auf Tannen, Fichten, Birken, Eichen
Gibts Mandeln, Brätzeln und dergleichen.
Ein Schinkenschnitt ist jedes Blatt
Und ausgepflastert jede Stadt
Mit Eierkuchen und mit Torten.
Von Marzipan sind Thor und Pforten.
Ein Schweizerkäs ist jeder Stein
Und wenn es regnet, regnets Wein.
Die Dornenhecken tragen Trauben,
Zimmt und Makronen sind die Lauben;
Auf Weidenbäumen Semmeln steh'n
An Bächen Milchs. Die Winde wehen;
Die Semmeln fallen plumps hinein,
Und alles schmaußt so groß, als klein.
Gekocht, gesalzt, gebraten gehen
Die Fisch in Teichen und in Seen;
Am Ufer stehn sie alle still,
Man fängt, so viel man immer will.
Auch fliegen da — ihr könnt es glauben —
Gebratne Hühner, Gäns und Tauben.
Wer sie zu fangen ist zu faul,
Dem fliegen sie schnurstracks ins Maul.
Die Schweine jährlich wohl gerathen,
Sie gehn umher und sind gebraten,
Ein Messer steckt in ihrem Rücken.
Der erste nimmt die besten Stücken
Und steckt das Messer wieder ein,
Damit auch andre sich erfreun.
Die Menschen wachsen an den Aesten
Wie Pflaumen, flugs mit Stiefeln, Westen
Und Kleidern von Damast und Drap
Und fallen, wenn sie reif sind, ab.
Auch ist ein Jugendbad im Reiche

Drin baden Arme sich und Reiche
Und wer sich badet, wird verjüngt.
O da gibts Lust! Man tanzt, man singt;
Es schießen nach dem Ziel die Gäste,
Und wer nicht trifft, gewinnt das Beste.
Im Lauf gewinnt der Letzt' allein.
Wer träg ist, schläft bei Sonnenschein;
Dem gibt man für die Stund' nen Thaler.
Reich wird der schlechteste Bezahler,
Denn steht die Schuld ins andre Jahr,
So reicht man sie ihm dreifach dar.
Hast du gespeiset einen Braten,
So zahlt man dir flugs vier Dukaten.
Vor einem nur mußt du dich wahren:
Vernunft allhier zu offenbaren.
Wer Sinn und Witz gebrauchen wollt,
Dem wär kein Mensch im Lande hold,
Wer Lust an Zucht und Arbeit hat,
Dem untersagt man Land und Stadt.
Wer aber thut, was Weisheit tadelt
Der wird in diesem Reich geadelt.
Wer wüst, wild und unbändig ist,
Grob, unverständig, säuft und frißt,
Der wird zum Ritter auserkohren
Und heißet, Euer Hochwohlgeboren'!
Wer seine Zeit verdirbt mit Schlafen
Den macht man hier alsbald zum Grafen.
Wer tölpisch ist und gar nichts kann,
Der wird des Kaisers Hofkaplan.
Wer aber träger ist, als alle,
Den rufet man mit großem Schalle
Zum Landesherrn und Kaiser aus!
Sein Wappen ist das Schellendaus. —

Ein heiteres Gelächter bewieß die Freude der Kinder an dem Gedicht des alten Meistersängers. Peter lachte nicht; mochte es nun wirklich so sein, wie er vermuthete, oder fiel die Wahl des Lehrers zufällig auf dasselbe — Peter fühlte sich getroffen und beschämt. Der Spott des Dichters wirkte bei dem Knaben äusserst empfindlich und als der Lehrer das Zimmer verlassen hatte, brach Peter abermals in Thränen aus. Seine gutmüthigen Genossen suchten ihn zu trösten und versicherten ihm, daß die Strafe vielleicht gelinder ausfallen werde, als er dächte. Ach, wie wenig kannten sie Petern! Wie wenig erriethen sie die Ursache seiner Thränen. Peter war seit einer Stunde gänzlich umgewandelt. Er fürchtete die Strafe nicht, mochte sie auch noch so hart ausfallen und war fest entschlossen, sie ohne Murren zu dulden, denn er trug das Bewußtsein in sich, sie verdient zu haben. Aber die Reue über seinen Leichtsinn, über die dem Lehrer bewiesene Trägheit, dieses bittere Gefühl preßte ihm Tropfen der Wehmuth aus. Dazu kam noch die Scham über die selbst verschuldete Zurücksetzung und der Gedanke, daß der Lehrer seinetwegen das Schlaraffenland gewählt und ihm zur Strafe vorgelesen habe. Genug; Peter that in diesem Augenblicke das Gelübde, nie wieder in den Fehler zu verfallen, den er sich jüngst hatte zu schulden kom-

men lassen. Wir werden sehen, ob er seinen Vorsatz gehalten hat.

Indeß verrichteten die anderen Lehrer ihr Amt; die Stunden des Vormittags verflossen und die Schüler wurden entlassen. Peter allein wanderte mit schwerem Herzen dem Zimmer des Rektors zu, wohin er beschieden war. Er klopfte schüchtern an und vernahm die Stimme des Lehrers, der ihm einzutreten befahl.

Peter öffnete und fand den von ihm wahrhaft verehrten Mann allein im Gemach am Schreibtische sitzend. Der Rektor hatte das goldene Buch, ein großes Heft, in dem jedem Schüler eine Seite gewidmet war, vor sich liegen. Er schien, wie in Gedanken versunken, die Namen der hier verzeichneten Knaben zu überlesen. »Glückfeld,« sprach er endlich, »hier steht dein Name und unter diesem manche Bemerkung der Zufriedenheit mit deinem Verhalten und den Fortschritten, welche du gemacht hast und jetzt bin ich plötzlich gezwungen, dieses Buch für dich zu schließen und deinen Namen in das Strafbuch zu setzen. Wirst du mich zwingen, für die Zukunft denselben in jenem, mir so gehässigen Verzeichnisse fortzuführen?

Peter erschrack! der Leichtsinnige hatte nicht an die Folgen seiner Thorheit gedacht. Jetzt fiel es ihm schwer aufs Herz, daß diese schlimmen Be-

merkungen Einfluß auf seine Beurtheilung und mithin auf das Zeugniß haben müßten, welches ihm bei der Entlassung aus der Schule übergeben werden würde. Er bedachte erschrocken, daß ein schlechtes Schulattest eine beständige Ursache zur Scham und Reue für das ganze folgende Leben sein müßte. Der Knabe bat um Frist; er flehte, diese ihn so demüthigende Maßregel noch aufzuschieben und zwar nur so lange, bis es ihm durch fortgesetzten Fleiß gelingen würde, sich die Zufriedenheit des Lehrers wieder zu erwerben und den Beweis von seiner Besserung abzulegen. Zugleich bat er, ihm lieber die strengste Strafe aufzuerlegen, und versicherte, daß er alles ohne Murren dulden würde.

Der Rektor hörte ihn schweigend an. Endlich sprach er, »Glückfeld, du erkennst also deinen Fehler und bist entschlossen, dich zu ändern?«

Peter versicherte dem Lehrer, sein Aeusserstes thun zu wollen, um seinen Fehler wieder gut zu machen.

»Nun wohl,« antwortete der Rektor, »im Vertrauen auf deinen festen Vorsatz, dich zu ändern, soll dein Name aus dem goldnen Buche heute noch nicht gestrichen werden. Aber die dir angedrohte Strafe darf ich dir nicht erlassen, so gern ich es auch wollte. Du wirst demnach von jetzt an, bis sieben Uhr heute Abend in

den Karzer gehen. Scheint dir diese Buße zu hart?«

Peter antwortete entschlossen: »Nein, ich hätte eine härtere verdient.«

Der Rektor gab ihm die Hand. »Glückfeld,« sprach er freundlich, »sei versichert, daß ich von diesem Augenblick an dir wieder eben so gewogen bin, als früher. Melde dich jetzt beim Pedell; ich werde deine Aeltern auf eine schonende Weise von deinem Fehler und der dir zugetheilten Strafe unterrichten. Bleibe aber bei deinem Vorsatz!«

Peter schied gerührt, indem er nochmals versicherte, sein Beßtes thun zu wollen. Dann ergriff er sein Ränzchen und ging hinab in den Hof zur Wohnung des Hausmeisters, der ihm seinen Strafort anweisen sollte. Der alte Pedell wunderte sich nicht wenig über Peters munteres Aussehen, als ihm der Knabe den Befehl des Rektors »ihn bis Abend sieben Uhr in den Karzer zu stecken,« selbst überbrachte.

»Ei, ei,« sprach der alte, wackere Mann kopfschüttelnd, »das will mir nicht eingehen, daß du lächelst, indem du eine so harte Strafe auszustehen hast. Das zeigt von keiner Reue, sondern beweißt mir, daß du ein sehr leichtsinniger Bursche bist.«

»Nein, Herr Schneider,« rief Peter, »glauben Sie das nicht; es wäre mir leid, wenn Sie mich

dafür hielten. Ich weiß wohl, daß die Strafe hart ist und ich bin nicht so leichtsinnig, mich nicht zu schämen; aber ich weiß auch, daß ich sie verdient habe und daß es heute das erste- und letztemal ist, daß ich so gestraft werde, denn ich will mir niemals wieder etwas zu schulden kommen lassen.“

„Das ist ein anderes,“ sprach der Pedell freundlich, „und nun ist es mir leid, dich einsperren zu müssen, Glückfeld. Wahrlich ich gäbe etwas darum, wenn ich dich heimlassen dürfte. Aber ich kann nicht; nein, nein!“

„Lassen Sie das gut sein,“ sprach Peter entschlossen, „führen Sie mich in den Karzer. Darf ich ein Buch mitnehmen?“

„Hm, wozu?“ brummte Schneider verdrießlich. „Laß deine Bücher da; es ist finster dort, du kannst nichts sehen. Auch mußt du noch warten, denn es steht im Zimmer allerlei altes Gerümpel, das ich noch auf die Seite räumen muß; es ist Jahr und Tag keiner mehr im Karzer gewesen. . . .“

Bei diesen Worten verließ der Alte die Stube und ging fort, um das Strafgemach zu Peters Aufnahme in Bereitschaft zu setzen. Petern ward nun doch etwas bange; sieben Stunden ist eine lange Zeit, wenn man sie einsam, ohne Beschäftigung

im finstern Gemach zubringen soll. Zudem hatte er Hunger und es war keine Aussicht vorhanden, vorher etwas zu essen zu bekommen, ehe er eingesperrt wurde. Doch Peter rief sich ins Gedächtniß, daß er das alles verdient habe, ja noch mehr, und gewann bald wieder Muth, seine Strafe willig und herzhaft auszuhalten.

Jetzt kehrte der Pedell zurück; er brachte Brod und ein Krüglein Wasser mit, rief Peter und führte ihn einen langen Gang hinab, dem einsam gelegenen Strafgemach zu. Dieses war ein trockenes Zimmer, mit einem vermauerten Fenster, das ganz oben nur eine sehr kleine Oeffnung hatte, um frische Luft einzulassen. Als Peter eintrat, sah er gar nichts; alles war finster und schwarz.

»Hier ist ein Tischchen und eine Bank,« sagte Schneider mitleidig »und da hast du Brod und Wasser. Sollte dir etwas zustoßen, Kind, so klopfe tüchtig an der Thüre, hörst du? ich bin gleich bei der Hand. Klopfe nur dreist,« sprach er abgehend; dann sah er noch einmal umher, öffnete die Thüre, zog den Schlüssel ab und ließ das Schloß vorschnappen. Schon wollte er schließen, aber das Mitleid hielt ihn zurück. »Du bist doch nicht furchtsam, Kind?« sprach der gutmüthige Alte, »es ist da etwas finster und unheimlich und es dauert mich, daß ich dich allein lassen muß.«

„Ei, bewahre,“ sprach Peter herzhaft. „Gehen Sie in Gottes Namen; ich fürchte mich kein Bißchen; vor was sollt' ich mich auch fürchten?“

„Nun wohl, ich meinte es gut,“ sprach der Pedell brummend; „behüt dich Gott, du bist ein kecker, gescheiter Bursch! Laß dir die Zeit nicht lang werden und klopfe nur dreist, wenn du etwas willst, hörst du?“

Mit diesen Worten verließ er das Zimmerchen, warf die Thüre ins Schloß und ging langsam und nachdenklich fort. Peter hörte die Tritte des Mannes auf dem Gange schallen und endlich in der Ferne verschwinden. Alles war still — er war allein!

Zweites Kapitel.

Wer vom hellen Tageslicht in ein finsteres Gemach kommt, vermag im ersten Augenblick nicht das Mindeste von den Umgebungen wahrzunehmen. Erst wenn das Auge sich an die Dunkelheit gewöhnt, treten die vorhandenen Gegenstände nach und nach deutlicher hervor und man ist im Stande, alles zu erkennen. So ging es auch unserm armen

Peter, als er sich etwa zehn Minuten im Karzer befand. Bald wurde es lichter um ihn und er konnte das Gemach deutlich genug überschauen. Es war ein altes, mit geschnitztem Holzwerk ausgetäfeltes Zimmer. In den Feldern der Wand befanden sich Gemälde, die mancherlei lustige Figuren vorstellten. Hinter Peters Rücken sah ein bestaubtes Gesicht heraus, das Ohren hatte, wie ein Windspiel, einen langen Bart, um die Stirne grüne Weinblätter und, statt menschlicher Beine, Geißfüße. Das lachende Gesicht hatte einen spöttischen Zug, und grinste den Knaben wie verhöhnend an. Peter ärgerte sich über den Kobold und kehrte ihm unmuthig den Rücken. Dann sah er wieder eine Weile hinauf zu dem kleinen Loche, durch das ein matter dürftiger Strahl des Tageslichts ins Zimmer herein drang. »Ach,« seufzte der Knabe, »ich will wohl gerne meine Strafe aushalten. Aber, wer nur etwas zu thun hätte!« Sinnend saß er dann lange still. Endlich sah er das Brod auf dem Tische und das daneben stehende Wasser. Es hungerte ihn und er begann zu essen. »Das wird ein mageres Mittagsmahl; zu Hause gäb' es was Besseres« rief er. »Was sie wohl jetzt reden werden! Wie wird der Vater zanken?« setzte er ängstlich hinzu. »Da habe ich erst noch etwas Hartes zu erwarten! Ach Gott,« sprach er,

„wie thöricht war ich doch, es so weit kommen zu lassen. Ich weiß gar nicht, wie ich dazu gekommen bin; ich war wie verblendet.“

Peter kaute sein Schwarzbrod mit sauerem Gesicht; es wollte ihm gar nicht schmecken. Auch das Wasser kam ihm so lau und garstig vor. Er legte das Brod auf die Bank und lehnte sich an die Wand zurück. In dieser Stellung dachte er über mancherlei nach; durch eine Bewegung fiel das Stückchen Brod zur Erde; Peter hörte es, aber er war zu schläfrig und dachte, „ich kann es nachher schon aufheben, mag es vorerst liegen bleiben.“ So träumte er fort und fort. Halb wachend, halb schlafend, ruhten seine Augen auf einem gegenüberstehenden, dunkeln, unförmlichen Gegenstand. Dieses sonderbare Ding gewann nach und nach mehr Form und gestaltete sich zu einem Thiere mit langen Ohren und vier dicken Beinen. Peter riß die Augen weit auf und starrte nach dem räthselhaften Vierfüßler. Er sprang erstaunt empor. „Was ist das?“ rief er neugierig, indem er auf das Thier zuschritt. Siehe, da stand vor ihm ein stattlicher, hölzerner Esel, ein längst aus unsern Schulen abgeschafftes Straf- und Beschämigungsmittel träger Schüler, die zur Buße ehedem verurtheilt wurden, vor allen Kindern „auf dem Esel zu reiten.“

Peter besah das hölzerne Eselein von allen Seiten. Er erinnerte sich, den Vater von der Bestimmung dieses Langohrs erzählen gehört zu haben. Unmuthig wendete er dem Thiere den Rücken und kehrte zu seinem Platze zurück.

Bald übermannte ihn wieder die Müdigkeit und er versuchte, ob es ihm nicht möglich wäre, einen Theil seiner Strafzeit schlafend zuzubringen. Peter hatte aus Furcht vor der Strafe den größten Theil der Nacht durchwacht und das Versäumte machte sich ihm nun fühlbar. Er rückte sich also ein Stückchen Holz zurecht, streckte sich auf die Bank und schloß die Augen. Die tiefe Stille rings umher begünstigte seinen Vorsatz und er begann zu schlummern.

Allein er ruhte nur kurze Zeit, als ihn ein eigenes Geräusch neben seinem Kopfe, hinter dem Getäfel der Wand erweckte. Es scharrte, lief und kratzte da etwas — bald rollte es neben, bald unter ihm. »Was ist das?« — dachte Peter. Doch bald wurde es ihm klar. Er sah auf den Boden des Zimmers — siehe, da nagten ein paar fußlange Ratten mit dünnen, nackten, häßlichen Schwänzen, an seinem Brode! Peter schauderte, es eckelte ihn vor den Thieren; er klopfte mit der Hand — husch! fuhren die garstigen Ratten pfeifend in ihr Loch. »Das ist eine saubere Gesellschaft«

brummte Peter verdrießlich, »und ich liege, wie es scheint, gerade auf ihrem Neste. Hu! wenn mir einer von diesen garstigen Gesellen über die Hand oder gar übers Gesicht liefe.« Aufgeregt durch diesen Gedanken sprang er empor und stand bald mitten im Zimmer. »Was fange ich aber nun an? Auf den Stuhl mag ich mich nicht setzen, sonst krabbeln sie mir über meine Füße und mir kommt etwas an? .. Halt! wenn ich auf dem Esel Platz nähme ... ja, ja, so geht es,« rief Peter, den der Gedanke, auf dem Esel zu sitzen, erheiterte, »o Eselein, laß mich Platz auf deinem breiten harten Rücken nehmen.« Peter setzte sich lachend auf das wurmstichige Thier und ritt nun, sicher vor den gefürchteten Ratten, auf dem hölzernen Langohr. Bald wurde es ihm jedoch wieder leidmüthig, denn er hörte so eben die Uhr vom Dome Eins verkündigen. »Ach Gott,« seufzte Peter, »jetzt ist überall Freude und man geht daran, das Mittagsmahl zu verzehren, und meines — fressen die Ratten! Wie war ich doch so dumm, so dumm! Hätte ich meine Aufgaben gemacht, so säße ich nicht hier im Karzer auf dem Esel, der Rektor hätte sich nicht erzürnt, Vater und Mutter ärgerten sich nicht, die Kameraden erzählten nichts von meiner Strafe, ich brauchte mich vor keinem Menschen zu schämen und setzte mich jetzt froh und wohlgemuth daheim

zu meinem wohlgefüllten Teller. Statt dessen muß ich mich, obwohl ich hier schon in der Trübsal bin, noch auf einen schlimmen Empfang zu Hause und auf den Spott der Freunde und Geschwisterte gefaßt machen, und zuletzt fragt es sich noch, ob ich heute Abend nicht abermals mit trocken Brod und Wasser abgespeist werde. »Wie hart ist aber dein Rückgrad, Langohr,« sprach er seufzend und unmuthig hin- und herrückend; »das ist eine fatale Sache. Nun, wohl, wills Gott, so bin ich heute und niemals wieder hier,« sprach Peter gähnend; »fleißig arbeiten ist auch das Beste, was ich thun kann . . . viel vernünftiger, als das Faullenzen . . . ja, ja . . . das Faullenzen . . . taugt nichts. . . .«

Bei diesen Worten übermannte Petern abermals der Schlaf und zwar so unmerklich, daß er im eigentlichen Sinne des Wortes aus Wachen in Traum überging. Nicht lange ruhte Peter auf dem Rücken des Esels in eine Ecke zurückgelehnt, als ihm plötzlich sehr ängstlich zu Muthe ward. Die dunkeln Wände des Karzers schienen sich zu erweitern und in einer finstern Ferne zu verschwinden, welche den Knaben von allen Seiten schaurig angähnte. Peter starrte ängstlich hinaus in diese geheimnißvollen Räume; da sah er plötzlich eine koboldähnliche Gestalt zu ihm heran schweben, welche in wunderlichen Sprüngen vor ihm zu tan-

z'n begann. Dabei pfiff sich das seltsame Gespenst eine tollautende Weise und lachte zugleich ausgelassen und wie verrückt. Zwischen durch vernahm Peter ein fernes Sausen und Rauschen, wie das des Sturmes, der durch die Waldung braußt oder wie der Sturz großer Wasser über Klippen und Felsen. Peter erkannte endlich die Gestalt. Es war ein halb menschliches, halb thierisches Wesen, wie er es oft auf Bildern gesehen. Hi, hi, hi, lachte der Kobold, „Peterchen, du bist verloren, wenn du nicht flüchtest, verloren; mausetodt.“ Bei diesen Worten näherte er sich und schlug Petern Schnippchen. Peter ergrimmte; „pack dich fort, Kerl,“ rief er zornig, „oder ich erwische dich bei deinen häßlichen Geißbeinen, und walke dich lederweich!“

„Wie, Peterlein, du willst mich deinen guten Freund und Stubengenossen, prügeln? Ei warum denn, mein Bester?“

„Pack dich, Kobold, rief Peter, oder“

„Gut mein Lieber, aber nun sieh du zu! jetzt walke mich einmal, wenn du Herz hast,“ schrie das seltsame Wesen herausfordernd.

„Sieh, da bin ich, da, hier“ ... riefen plötzlich eine Menge ihm ähnliche Gestalten, die Petern zwickten und stießen, bald von vorne, bald auf dem Rücken, bald zu beiden Seiten. Peter richtete

sich auf und schlug grimmig um sich, aber er traf nichts, als die Luft und vernahm von allen Seiten ein spöttisches Hohngelächter. Aergerlich ließ er endlich ab und lehnte sich wieder auf seinen Platz.

Bald gaben auch die Kobolde Ruhe und verschwanden einer nach dem andern; nur der, unserm Peter schon bekannte, geißbeinige Zwerg blieb bei ihm. „Nun Freund, wirst du jetzt gescheit sein und Friede halten?“ rief er spöttisch, indem er Petern angrinste.

Dieser war aber zu ärgerlich und zu matt von dem Kampf und antwortete keine Sylbe.

„Du bist mürrisch,“ rief der Kobold; „nun wohl, häng' du nur deinen Grillen nach, ich mein es doch gut mit dir.“

Peter sah' neugierig nach dem Kobold, der ihm scheinbar gleichgiltig den Rücken kehrte. Endlich drehte sich dieser wieder um und sprach, indem er dem Knaben die behaarte Hand hinhielt: „Schlag ein Peter, wir wollen wieder gute Freunde werden, denn du dauerst mich.“

„Weshalb, Bursche?“ — fragte Peter einschlagend.

„Das wirst du gleich sehen; sieh dich einmal um.“

Peter erhob die Augen und erstarrte vor Schreck. Ringsumher, so weit sein Auge reichte,

sah er nichts, als öde, dunkle, schwarze Wogen, die sich wild brausend und schäumend an ein kleines Sandinselchen wälzten, auf dessen höchstem Punkte er sich nebst dem Kobold befand. Der Himmel war bedeckt mit finstern, grauenvollen Wolken; kein einziger Stern leuchtete in dieser schaurigen Nacht; nichts Lebendes war hier zu erblicken. Das Wasser aber stieg und stieg, höher und höher und drohte bald das Eiland zu verschlingen. Zerstörend riß es Stück nach Stück von dem Inselchen hinweg. Schon drohte der Grund, wo Peter sich befand, zu brechen und der Kobold begann, zu hüpfen und zu springen. „Peter," rief er, „Peter, sieh' dich vor, sonst ist's um dich geschehen."

„Was ist das?" stöhnte Peter voll Todesangst. „Wo bin ich und wie kam ich hieher?"

„Du wirst bald sehen, wie dir's geht, wenn du nicht machst, daß du fortkommst," warnte der Kobold. „Hinweg von hier!"

„Wie soll ich das anfangen?" rief Peter weinend, „o, hilf mir, allerbester Kobold."

„Laß mich das nicht noch einmal hören, es verdrießt mich, so genannt zu werden; ich heiße Rebröck."

„Ach! guter Rebröck, hilf!"

„Siehst du, Peterchen, jetzt bist du zahm. Aber dumm bist du dennoch auch, Peter, denn du

bemerkst ja gar nicht, auf welchem stattlichen Roß du sitzest. Das trägt dich fort, weit und sicher hinweg von hier.«

»Muß ich denn wirklich sterben?«

»Im Wasser, siehst du denn nicht das Wasser?« rief der Kobold.

»Ach, so hilf doch,« rief Peter in Verzweiflung sich an den Hals des Pferdes klammernd, das so eben von einer Welle überfluthet wurde und zu zittern und zu wanken begann.

»Jetzt ist's Zeit, Peter,« rief nun auch der Kobold ängstlich. »Siehst du den Zapfen am Kopf des Pferdes? daran mußt du drehen. So, nur tüchtig,« ermunterte er.

Peter drehte eifrig und siehe, plötzlich entfaltete das Roß seine ungeheuern Flügel und begann damit zu schlagen. Schnaubend hob es den Kopf und stieg langsam und feierlichen Fluges über die Wellen empor.

»Freund Rebröck, was ist das?« rief Peter ängstlich, »es geht ja in die Höhe?«

»Natürlich,« lachte der Kobold, »willst du denn da unten bleiben? Sieh einmal hinab.«

Peter senkte den Blick und gewahrte mit Schrecken, daß das Eiland verschwunden war und unter ihm ein gewaltiges Meer mit wildem Wogenschlag braußte.

»Wo kommen wir aber hin?« rief Peter.

»Ins Schlaraffenland, Peterlein, ins Schlaraffenland! Sei nur guten Muths. Ich habe mir in den Kopf gesetzt, daß aus dir etwas recht Großes werden soll. Also nur getrost und überlaß alles mir.«

»Nein, nein,« schrie Peter abwehrend, »ich will nicht ins Schlaraffenland, ich will heim, zu meinem Vater« . . .

»So?« fragte der Kobold spöttisch, »das hättest du früher sagen sollen. Jetzt ist es zu spät.«

»Warum denn, Freund Nebröck? Kann man das Roß nicht aufhalten?«

»Behüte, antwortete der Zwerg, wie sollte man das? Jetzt aber paß' auf, jetzt kommen wir in die Wolken.«

Der Kobold sang gleichmüthig das muntere Reiselied: »Es ritten drei Reiter wohl über den Rhein,« während ein dichter Nebel beide sammt dem Rosse einhüllte. Der Flug des Rosses wurde nun überaus schnell. Bald lichteten sich die Dünste und scheinbar näher, größer, glänzender leuchteten die Sterne am dunkelblauen Himmel.

»Sieh einmal abwärts, Peter, da wirst du gleich erkennen, daß an eine Rückkehr nicht zu denken ist,« rief Nebröck.

Peter sah hinab. Schaudernd erblickte er, durch einen unermeßlichen Raum schon davon getrennt, unter sich die große Erde. Länder, Gebirge, Meere, alles verschwamm in Eins, so groß war bereits die Entfernung. Bald wurde der verlassene Planet kleiner und schrumpfte endlich in eine mächtige Kugel zusammen, die sich immer und immer mehr verminderte.

»Ja, jetzt seh' ich, daß ich nie mehr heimkommen werde,« rief Peter weinerlich, »denn, wenn ich jetzt auch herabspränge, so würde ich mich zu Tode fallen, oder ins Meer, oder unter die Menschenfresser« . . . —

. . »die dich ohne weiteres braten und verschmausen würden, Peterlein, fuhr Rebröck fort,« »denn du bist ein fetter Bursche und wärst also ein sehr schmackhafter Bissen für sie. Du siehst demnach, daß es am gescheidtesten ist, wenn du sitzen bleibst.«

Peter verstummte. Eine bittere Wehmuth ergriff ihn. Der Gedanke, die geliebten Aeltern und Geschwisterte nicht mehr zu sehen, betrübte ihn unaussprechlich.

»Schäm' dich, Peter. Was weinst du? das ist nun doch einmal nicht zu ändern und am Ende bist du selbst daran schuld; also »vorwärts geschaut und nicht zurück, nur dem Mu-

thigen lacht das Glück," sang der lustige Faun.

Peter faßte sich. Er fühlte sich heiterer und beschloß, sich keck seinem Reisegenossen zu überlassen. "Trägt mich dieses seltsame Roß fort von der Heimath, so wird es mich auch wieder dahin zurückbringen können," dachte er.

"Nun was sinnst du, Peter?" fragte Rebröck neugierig.

"Ei was, ich mache mir Gedanken über dieses Pferd. Es führt uns weg von der Erde; so mein' ich, es wird uns auch einmal wieder dahin tragen; wie glaubst du, Rebröck?"

"Natürlich, Peter, sobald du willst? Aber ich weiß gewiß, daß du nie wieder weg verlangst, wenn du erst im Schlaraffenlande eingewöhnt sein wirst."

"Wie so Rebröck?"

"Das wirst du sehen, Peter. O da gibts Lust! Da ist kein strenger Rektor, der dich mit Aufgaben plagt; kein Pedell, der dich in den Karzer sperrt; da singt und springt, ißt und trinkt man nach Herzenslust und das ist die einzige Arbeit und Plage, die einer auszustehen hat."

"Ja, Rebröck, ich weiß. Unser Rektor las uns von diesem Wunderlande etwas vor. Ich war da gerade nicht recht gut aufgelegt, sonst hätte es mir schon gefallen. Aber das Stück mit dem

Gebirg aus Hirsebrei, durch welches man sich erst essen muß, das scheint mir eine harte Aufgabe zu sein.“

„Ei bewahre, wer Courage hat, wie du, Peter, dem ists ein Spaß. Sei außer Sorgen.“

Peter sah sich jetzt wieder um und blickte nach der verlassenen Erde.

Sie war bereits fast so klein, wie der Mond und leuchtete glänzend aus der Zahl der Sterne hervor. Bald nahm sie noch mehr ab und reihte sich im Sternenhimmel an andere Gestirne an, ein unbedeutender, kaum sichtbarer Planet. Als Peter nach einiger Zeit wieder nach ihr suchte, war sie unsichtbar, oder er erkannte sie nicht mehr.

„Rebröck, jetzt ists Zeit, daß wir ins Schlaraffenland kommen, denn die Erde ist ganz verschwunden,“ schrie Peter ängstlich.

„Nun wohl, wir werden bald an Ort und Stelle sein. Sieh einmal ob du an der andern Seite des Kopfes nicht einen ähnlichen Zapfen bemerkst; daran drehe und rufe „zum Schlaraffenland.“

Peter nahm den Knauf wahr und that, was ihm Rebröck geheißen hatte. Augenblicklich änderte das Roß seinen Flug und strich mit furchtbarer Eile abwärts durch den unermeßlichen Himmelsraum.

Petern ward jetzt etwas unheimlich zu Muthe; er begann zu schwindeln und fing ängstlich zu schreien an; der Zwerg hielt ihn fest, sonst wäre er herabgestürzt; um ihn saußten die Lüfte, die das wunderbare Roß im eilenden Fluge durchschnitt. Immer reissender wurde die Bewegung, immer furchtbarer rauschten die Lüfte, Peter wurde fast wahnsinnig und die Todesangst raubte ihm endlich die Besinnung. . . . .

Drittes Kapitel.

Als Peter wieder zu sich kam, fühlte er, daß er sich in einem weichen Lager befand. Er dachte im Bette zu liegen; aber eine gewisse angenehme, laue Feuchtigkeit, ein süßer Zimmtgeruch, der ihm in die Nase stieg, bewog ihn, rasch die Augen zu öffnen. Vor Erstaunen erstarrt blieb er liegen. Neben ihm saß sein Kobold, emsig beschäftigt, aus der hohlen Hand zu essen. Ringsumher aufgeschichtet gewahrte unser Peter eine ungeheuere Masse eines ihm unbekannten Dinges. Es war kein Sand, kein Stein, keine Erde; es wuchs kein Gras darauf, kein Baum; es duftete angenehm und einladend; es roch lieblich nach Gewürz und Zimmt; es war — ja, was war es denn?

Peter richtete sich lüstern empor. »Rebröck, Brüderlein Rebröck, wärs möglich?«

»He, he,« lachte der Faun ausgelassen; »wär es, mein Knabe?«

»Also sind wir?« lachte Peter, daß ihm das Wasser zu den Augen herauslief.

»Also sind wir?« spottete der Faun.

»Im Schla — «

»— raffenland — meinst du,« lachte Rebröck. »Ja, ja, nur noch nicht ganz. Jetzt gilts zu zeigen, was dein Magen aushalten kann, Peter. Aber du bist ein Schwachkopf; du wärst vom Pferd herabgefallen, und viele tausend Meilen weit hinein in den blauen Aether *), nur nicht hieher gekommen. Wie nur einer so gar zarte Nerven haben kann!«

»Ach, Rebröck, es war doch ein furchtbarer Ritt, den wir gemacht haben. Wie weit mögen wir jetzt wohl von der Erde weg sein?«

»Weiß nicht,« sprach Rebröck gleichgiltig, »vor der Hand interessirt mich blos der Gedanke, wie weit ich vom Schlaraffenlande weg bin und ich

---

*) Aether, die feine Himmelsluft, welche die unermeßlichen Räume des Himmels zwischen den Fixsternen und Planeten ausfüllet.

suche die Entfernung zwischen mir und jenem Paradies eifrigst zu vermindern.«

Nun begann der Zwerg wieder seine Arbeit und stopfte mit beiden Händen, was er nur in den Mund bringen konnte.

Petern ward doch etwas bange, als er diese Hügel von Hirsebrei übersah. »Wo ist denn unser Roß, das uns hieher trug?« fragte er, sich umsehend.

»Fort,« brummte Rebröck mit vollem Munde.

»Das ist dumm von dir, Rebröck,« rief Peter unmuthig, »der Gaul hätte uns auch gleich ins Schlaraffenland bringen können. Warum hast du ihn fortgelassen?«

Rebröck schien beleidigt; doch faßte er bald wieder frohe Laune und sprach: »Ich will dir sagen, grober Peter, es hat uns dieser Gaul hier abgeworfen und es wäre überhaupt gegen die Regel, anders, als durch einen tüchtigen Schmauß in unsere künftige Heimath zu gelangen. Also sei gescheidt und pack an, daß du mir nachkommst, denn ich habe schon ein tüchtiges Loch gemacht.«

»Laß sehen,« sprach Peter neugierig, indem er sich vorwärts bückte. Der Faun hatte schon eine Lücke, so groß als ein ziemlicher Tragkorb, gemacht.

„Da hab' ich Respekt, sagte Peter lustig." Nun aber spute dich, denn jetzt sollst du sehen, wie ich anpacke." Mit diesen Worten räusperte sich Peter, stülpte das Hemde auf, nachdem er sein Jäckchen abgezogen hatte. „Eins, zwei, drei," — rief er dann und nun ging das Hirsebreiessen los, daß es eine wahre Lust war.

Peter aß und aß und Rebröck gewahrte bald, daß er einen schweren Wettstreit zu bestehen hatte. „Peter," rief er, nachdem beide wohl eine Stunde lang gegessen hatten, „jetzt halt' ein, wir wollen ein Bißchen ausruhen. Allzulang macht müd und bang," heißt es im Sprichwort und wir haben vorerst genug gethan."

„Meinetwegen," rief Peter, der nur noch mit dem Kopf aus dem Hirsebrei hervorsah, „ruhen wir aus. Aber was thun wir denn, um uns die Zeit zu vertreiben?"

„Faullenzen" — „aber nein, Peter; das ist ein abgedroschener Ausdruck; verdauen wollen wir!" rief der Faun lachend.

„Gut," sagte Peter, „für jedes Ding zwei Worte. Also laß uns verdauen und plaudern. Weißt du nichts Neues?"

„Obs dich interessirt? sonst wüßt' ich dir allerlei zu erzählen," antwortete Rebröck.

„Nun, und?"

»Höre,« — sagte Rebröck, sich behaglich in dem weichen Hirsebrei dehnend. »Hast du schon das Mährchen von dem Esel und dem Salzhändler gehört?

»Wie sollt ich, guter Freund. Heraus damit!«

Rebröck begann: »Ein alter reicher Salzhändler hatte einen Esel, den er sowohl zum Sacktragen, als auch zum Reiten benützte. Weil er aber sehr geizig war, so dachte er, der Esel könne den Tag über arbeiten, jagte ihn dann des Abends immer hinaus auf die Haide und ließ hier dem armen Thiere die Wahl, ob es lieber verdorrtes Gras, oder stachlichte Disteln fressen wollte. Da nun der Esel weder zu dem einen noch zu dem andern sonderlich viel Lust hatte, oft sehr wenig fand, und viel zu müd und furchtsam war, als daß er bis in den entfernt liegenden Wald, wo es besseres Futter gab, hätte laufen können; so litt er immer Hunger und nahm von Tag zu Tag an Kräften ab. Sein grausamer geiziger Herr achtete hierauf nicht im Mindesten, sondern legte ihm dieselben, ja, wo möglich, noch schwerere Lasten auf. War dann das arme ermattete Thier nicht mehr im Stande, so viel, als früher zu leisten, so schwang der Unbarmherzige seinen schweren knotigen Stock und schlug auf den armen Langohr los, bis dieser wieder seine äussersten Kräfte anstrengte und keuchend

unter seiner Last dahinwankte. Der Esel gerieth über diese barbarische grausame Behandlung in Verzweiflung und der Tod wäre ihm ein willkommener Gast gewesen. Er sollte jedoch bald eine Erleichterung seines harten Geschickes erfahren.

Eines Tages war nämlich der Salzhändler wieder von der Stadt heimgekommen und hatte den Esel erst bei eingebrochener Nacht auf die Haide geführt, um sich hier etwas zu seiner Nahrung zu suchen. Das bis zum Tode ermattete Thier, dem Ruhe nöthiger war, als alles andere, sank seufzend auf den verdorrten Grund und beklagte trauernd sein hartes Geschick. »Ach,« jammerte es, »werde ich noch lange meine Qualen tragen müssen? Ist keiner, der sich meiner erbarmt und hat selbst der Tod kein Mitleid mit mir und befreit mich von diesem elenden Dasein, das mir zur unerträglichen Last wird?«

So seufzte das unglückliche Thier; indem es — ein Bild des höchsten Elends — auf der Erde liegen blieb.

Nun traf es sich, daß gerade zu derselben Zeit ein Fuchs nach dem Dorfe schlich, wo der Salzhändler wohnte, um daselbst die Hühnerställe zu besuchen und, wo möglich, zu berauben. Reinecke näherte sich vorsichtig und gewahrte plötzlich den Esel, der seufzend auf dem Grunde lag. »Ei, rief

der Schlaue, was für ein sonderbarer Gesell liegt mir da im Wege? Es wird doch nicht des alten Hansen Packan sein, der mich jüngst so garstig zauste, als ich des Nachts in den Hof seines Herrn geschlichen kann, um nach den Küchlein zu sehen?

Mit diesen Worten kroch der Fuchs näher heran und erkannte nicht nur den Esel, sondern vernahm auch dessen bittere Klagen und Seufzer. Der Fuchs hörte ihm zu und als endlich der Esel schwieg, ging er näher, nahm eine gutmüthige bedauernde Miene an und sprach: »Was fehlt dir, Bruder Esel und weshalb jammerst du so kläglich?«

Der Esel hob matt den Kopf empor und sah Reinecke vor sich stehen; dann sank er seufzend wieder zur Erde, ohne ein Wort auf die Frage zu erwiedern.

»Nun, Freund,« rief der Fuchs', »hörst du nicht? Weshalb bist du so traurig und liegst hier auf offener Haide dem rauhen Nachtwinde ausgesetzt?«

»Ich Unglücklicher,« rief der Esel bitter; »wer sollte mir einen Stall anweisen? Mein Herr, der mich nicht einmal füttern mag, obwohl ich vom frühen Morgen bis in die späte Nacht die härteste Arbeit verrichten muß?«

„Wie? so schlecht wirst du behandelt?“ rief der Fuchs gerührt, „und weshalb geht dein Herr so grausam mit dir um?“

Der Esel schilderte nun dem Fuchse mit wenigen Worten seine traurige Lage. Als er geendet hatte, sprach dieser:

„Höre Freund, ich will dir einen Rath geben, der dir bald zu einem bessern Leben verhelfen soll, oder ich will nicht mehr Fuchs heißen!“

„Das wenn du könntest, wie dankbar wollte ich dir sein!“ rief der Esel voll erwachender Hoffnung.

„Laß sehen,“ sprach der Fuchs; „es ist schon mancher Geizhalz gebessert worden; wir wollen versuchen, was mit deinem Herrn zu machen ist. Also höre: du sagst, daß dein Herr dich häufig nach der Stadt treibt, um dir dort Salz aufzuladen. Nun trage, wenn er das wieder einmal thut die Säcke bis zu dem Bache, über welchen der Weg führt. Wenn du nun an den Bach kömmst, so stelle dich so ermüdet, als wenn du nicht mehr weiter zu gehen vermöchtest. Er wird dann zum Stock greifen und dich so lange schlagen, bist du in das Wasser trittst. Hier fange an zu wanken und falle, wenn du die tiefste Stelle des Baches erreicht hast, mit deiner Last zu Boden, drücke auch deinen Kopf unter die Fluth, als wenn du in

Gefahr wärst, zu ertrinken und zu matt, um dich wieder zu erheben. Halte den Athem so lange an, als du kannst, und hebe den Kopf nur, um Luft zu schöpfen. Auf diese Weise wird das Salz durchnäßt werden und sich im Wasser auflösen, und dein Herr wird nicht nur in großen Schaden kommen, sondern auch seine Hitze bereuen. Er wird klüger werden und dich besser füttern, damit du wieder zu Kräften kommst und im Stande bist, deine Ladung ohne Gefahr, sie zu beschädigen, zu tragen. Dieß wiederhole, so lange er dir nicht hinlänglich zu fressen gibt. Es wird indeß ein für allemal hinreichend sein.

Dem Esel gefiel der Rath des Fuchses und er beschloß, denselben zu befolgen. Am andern Tage kam der Salzhändler ans seinem Hause heraus, suchte den Esel, der nur kümmerliches Futter gefunden und fast die ganze Nacht nichts geschlafen hatte, legte ihm leere Säcke auf und trieb ihn nach der Stadt. Hier ließ er die Säcke füllen, belud damit den Esel, der unter der Last fast zu Boden sank, und trieb ihn sodann nach Hause. Als sie sich dem Bache näherten, blieb der Esel zitternd vor Müdigkeit stehen und bezeigte Lust sich niederzulegen. Aber der Salzhändler rief: »Wart', du faule Bestie, ich will dir deine Müdigkeit vertreiben.« Mit diesen Worten prügelte er den armen

Esel nicht nur auf das Grausamste, sondern setzte sich noch dazu auf den Rücken des matten Thieres. „Aho, vorwärts“ — rief er nun, indem er den Esel mit dem Stock zwischen die Ohren schlug, daß ihm Hören und Sehen verging; ich war bisher ein Narr, daß ich mir nasse Füße machte, du kannst mich auch über das Wasser tragen.“

Der Esel verlor fast die Besinnung, und watete in die trübe Fluth. Da es in der Gegend sehr stark geregnet hatte, so war der Bach etwas angeschwollen. Als der Esel mit seiner doppelten Last die Mitte des Baches erreichte, dachte er an den Rath des Fuchses, sank auf seine Knie nieder und — plump — lag der Salzhändler, und der Esel mit den Säcken im Wasser, welches sich über beiden schloß.

Der Salzhändler fiel über den Kopf des Esels und tauchte tief mit dem Gesicht in die Fluth Als er sich nicht ohne Mühe wieder empor geholfen und das eingesogene Wasser ausgesprudelt hatte, sah' er nach seinem Esel. Aber dieser hatte inzwischen Athem geholt und nun, dem Rathe des Fuchses gemäß, den Kopf untergetaucht. Deshalb glaubte der Mann, das Wasser hätte den Esel fortgeschwemmt und lief eine Strecke am Ufer hin, um wenigstens das Thier zu retten. Da hob der Esel den Kopf wieder empor und nun eilte der

Sazzhändler herbei, um ihm aufzuhelfen. Weil er seinen Stock rerloren batte, welcher schon weit abwärts im Wasser schwamm, so ergriff er den Esel mit beiden Armen bei dem Hals und zog ihn an das Ufer. Hier hielt er inne und gönnte dem Thiere Zeit, sich zu erholen. Sodann trieb er ihn wieder an und endlich fand sich der Esel bewogen, aufzustehen und ihm aus dem Wasser ans Ufer zu folgen.

Hier entkleidete sich der Salzhändler, da er ganz durchnäßt und eingeweicht war, wand die nassen Gewänder aus und breitete sie auf das Gras in die Sonne. Dann machte er sich daran, die beiden Säcke, welche noch an dem Esel hingen, zu untersuchen. Sie enthielten nichts, als einen durchnäßten, abscheulichen Klumpen, der allem andern, nur keinem Salz ähnlich sah. Er war genöthigt, es ins Wasser zu werfen, die Säcke zu waschen und an die Sonne zum Trocknen zu legen. Als das geschehen war, ging er unmuthig am Ufer auf und ab, indem er seinen Schaden berechnete und über die Schwäche des Thieres schalt und fluchte. Endlich entschloß er sich, dem Esel zu Hause hinreichendes Futter zu geben und ihm künftig keine so schwere Last mehr aufzubürden. Als die Sonne seine Kleider wieder getrock-

net hatte, zog er sich an, lud dem Esel die leeren Säcke auf und trieb ihn verdrießlich nach Hause.

Von diesem Tage an erhielt der Esel besseres Futter und konnte den Augenblick nicht erwarten, seinem Freunde, dem Fuchse, für den ihm ertheilten guten Rath seinen Dank zu bezeugen.

»Nun, Peter, unterbrach sich hier der Kobold, wie gefällt dir die Sache?«

»Hm, so ziemlich; mir gefällt der Rath des Fuchses, der dem armen Esel zu einem bessern Leben verhalf. Der Esel hat ganz recht, daß er ihn befolgte.«

»Meinst du Peter? Ich weiß doch nicht, denn er machte davon einen schlimmen Gebrauch.«

»Wie so,« sprach Peter.

»Erst laß uns wieder eine Zeitlang Hirsebrei essen, damit wir weiter kommen, frisch, Peter! munter, munter!«

Damit begannen beide wieder und die Sache ging bald so rasch vorwärts, daß sie sich in einer tiefen finstern Höhle zu befinden schienen, in welche kein Strahl des Tageslichts mehr herein drang.

Peter rastete endlich und erinnerte sich wieder des Esels, von dem ihm Rebröck erzählt hatte. Er bat diesen, seine Geschichte fortzusetzen.

Rebröck ließ sich nicht lange bitten, sondern fuhr fort:

»Der Esel harrte lange seines Rathgebers, des Fuchses, allein er wartete vergebens. Der Fuchs hatte nämlich in der letzten Zeit bemerkt, daß ihm ein Jäger auflauerte. Daraus würde er sich nun so viel nicht gemacht haben, allein der Jäger brachte Hunde mit und diese verfolgten den Fuchs nicht nur bis in den Wald, sondern nöthigten ihn, sich in seine Höhle zu flüchten. Ein paar krumbeinige Dachshunde krochen durch das Löchlein nach und der Fuchs war nach der hartnäckigsten Vertheidigung gezwungen, sich einen neuen Ausweg zu graben. Allein dieses war ein gewagter Schritt. Glücklicherweise hatte er schon für einen solchen Fall gesorgt, öffnete eine verborgene Röhre, und entrann so mit genauer Noth seinen Feinden. Er entfloh weit hinweg in eine andere Gegend, wo er vor ihren Nachstellungen sicher war.

Der Esel hatte weiter keine Ursache zur Klage und Unzufriedenheit. Er bekam täglich sein hinlängliches Futter, wurde mit keiner zu schweren Last beladen und befand sich sehr wohl, nahm täglich an Kräften zu und erhielt ein wohlgenährtes, feistes Aussehen. Er hätte glücklich sein können, der Esel, wenn er sich mit dem begnügt hätte, was ihm zu theil geworden war; allein er vernichtete durch seine Trägheit sein gutes Loos und be-

reitete sich ein Schicksal, das weit härter war, als alles, was er seither erduldet hatte.

Statt nämlich seine Last jetzt willig zu tragen, wurde der Esel faul und versuchte, ob er nicht dadurch, daß er den Rath des Fuchses öfter befolgte, sich gänzlich von aller Arbeit befreien könnte. Er stellte sich also matt und untüchtig zur Arbeit, warf sich verschiedene mal zu Boden und verdarb seinem Herrn die Ladung. Wenn ihn der Salzhändler antreiben wollte, so bezeigte er sich störrisch und widerspänstig und wenn dann sein Herr über die Laune des trägen Thieres erbost, ihn prügeln wollte, so biß und schlug er nach ihm und traf den Salzhändler einmal so derb an das Knie, daß dieser kläglich schreiend und fast besinnungslos vor Schmerz auf einem Bein herum hüpfte und kaum mehr nach Hause gehen konnte. Der Salzhändler war über den Esel so erbost, daß er ihn zu Hause todt gestochen haben würde. Aber seine Frau verhinderte ihn daran und fragte, weshalb er das Thier umbringen wollte. Der Salzhändler erzählte ihr nun alles, wodurch ihn der Esel in der letzten Zeit geärgert hatte und besonders den Schmerz, den er durch den Schlag des Langohrs erlitt. „Ei,“ sprach seine Frau, sei doch klug, wer wird denn die Bestie deshalb umbringen? Verkaufe sie und handle dir einen andern Esel ein.“

Der Salzhändler beruhigte sich und beschloß, den Rath seiner Frau zu befolgen. Gleich am andern Tage trieb er den Esel nach der Stadt und führte ihn auf den Markt. Da der Esel sehr fett und überhaupt von ziemlich gutem Aussehen war, so fand sich bald ein Käufer. Es war ein junger Fuhrmann, dem sein Esel krepirt war und der sich deshalb einen andern kaufen mußte. Der Salzhändler und der Fuhrmann wurden bald einig und der Letztere erhandelte den Esel unter sehr billigen Bedingungen. Als er das Thier heimführen wollte, rief ihm der Salzhändler nach: „Hört, Freund, ich bin ein ehrlicher Mann und möchte nicht gerne haben, daß Ihr von mir sagtet, ich hätte Euch betrogen.“

„Nun,“ rief der Fuhrmann erstaunt, „ich habe Euch bezahlt und dafür diesen Esel; was wollt Ihr weiter?“

„Ganz recht mein Freund, aber das Thier hat einen Fehler, mit dem ich Euch vorerst bekannt machen muß.“

Der Fuhrmann war betroffen. Er besah den Esel von allen Seiten, hob die Füße auf, ob die Hufe gut wären, sah ihm in die Augen, untersuchte nochmals die Zähne. „Nun,“ fragte er, „ist das Thier krank?“

»Nicht doch,« Freund, sprach der Salzhändler, »krank ist er nicht, aber höchst widerspänstig und bösartig. Er beißt und schlägt!«

»Ist es sonst nichts?« rief der Fuhrmann gleichgültig, »o dann gehabt Euch wohl, das will ich ihm schon vertreiben.«

Mit diesen Worten führte er das Thier lachend fort und stellte es in denselben Stall, in welchem am vorigen Tage sein Esel halb vor Hunger, halb vor Alter, gestorben war.

Nachmittags führte er ihn heraus und spannte ihn an den Karren; dann fuhr er nach dem Platze, woselbst die Kärrner standen und ihrer Aufträge harrten nnd wartete nun, bis Jemand seiner Dienste benöthigt sein würde. Bald darauf kam ein Mehlhändler, rief ihm, als er den starken Esel an dem Karren sah, uud führte ihn nach einer Mühle. Hier wurde der Karren mit zwölf der schwersten Mehlsäcke beladen und als dieses Geschäft beendet war, trieb der Kärrner den Esel an. Der Esel zog wohl, aber so träg und faul, daß sich der schwere Wagen nicht vom Fleck bewegte. »Wart, ich will dir Beine machen, rief der Kärrner und begann mit seiner schweren Peitsche so lange auf den Esel loszuschlagen, bis dieser endlich, überwältigt von Schmerz, seine äußerste Kraft anstrengte. Allein die Last war zu groß; bald blieb der Karren stehen.

Nun folgten neue Peitschenhiebe. Der Esel gerieth über diese Behandlung außer sich und wollte sich niederlegen. Allein hiefür war gesorgt. Sobald er den Kopf neigte, zog sich eine um seinen Hals befestigte Schlinge zu und er war in Gefahr zu ersticken. Er fing nun an zu springen und auszuschlagen; aber alles dieses hatte nur zur Folge, daß der Kärrner seine Peitschenhiebe verdoppelte. Der Esel erkannte jetzt, daß er am klügsten thäte, alle seine Kräfte aufzubieten, und zog die schwere Last allein, ohne die Hülfe des Kärrners und des Mehlhändlers, welche früher geschoben hatten, bis zum Hause des Letzteren. Hier erhielt er zum Lohn noch einige schallende Peischenhiebe und ward nun festgebunden, bis der Wagen geleert und wieder beladen war. Der Kärrner legte nun eine noch größere Last darauf und der Esel wurde durch neue Prügel gezwungen, die Ladung wieder zur Mühle zu schaffen. So wurde diese Fahrt noch dreimal an demselben Tage wiederholt. Zitternd vor Müdigkeit kam das gemarterte Thier im Stalle an. Hier wurden ihm einige elende Halme vorgeworfen und damit überließ der Kärrner, sehr zufrieden mit dem, was sein neuer Esel geleistet hatte, denselben seinen Betrachtungen. Daß diese höchst rührend und traurig waren, kannst du dir denken. Der Esel sah ein, daß er an seinem

elenden Schicksal selbst schuld war und gerieth darüber fast in Verzweiflung!“ —

Hier schwieg der Kobold und sah nach Peter, der mit verdrießlichem Gesicht im Hirsebrei lag.

„Nun, Peter, was ist dir, gefällt dir die Geschichte nicht?“

„Nein,“ sagte Peter kleinlaut.

„Warum?“ sprach der Kobold. „Aber ich sehe schon Peter, du hast keinen Geschmack. Nach meiner Ansicht ist indeß dem Esel ganz recht geschehen — nämlich nach den Begriffen, die ich mir auf Erden gesammelt habe. Dort heißt es im Sprichwort, nämlich von Menschen:“

„Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen“ —

„Und von den Thieren: Wer nicht arbeitet, wird geprügelt! nicht wahr, Rebröck?“ unterbrach ihn Peter unmuthig.

„Nun wohl Peter, werde nur nicht ungeduldig“ —

„Das werde ich, wenn du noch länger moralisirst.“

„Also das kannst du nicht vertragen, Peter? Gut mein Bursche, ich werde es künftig vermeiden und die That sprechen lassen. Uebrigens, Peter muß ich dir einstweilen vertrauen, daß die

Leute in dem Lande, wo wir hinkommen, ganz andere Begriffe haben. Dort heißt es nämlich:“

Wer arbeitet, der soll nichts essen!

„Wie, ist das wirklich wahr?“ fragte Peter erstaunt.

„Allerdings. Wer arbeitet, muß fasten; wer denkt, wird eingesperrt; wer andern gute Lehren gibt und sie zum Fleiße anleiten will, wird öffentlich ausgestellt und des Landes verwiesen. Ein rechter Schlaraffenländer darf also das alles nicht thun. Dafür wird dort den ganzen Tag gegessen, getrunken, geschlafen, gespielt, jubilirt; kurz es ist ein Leben, wie im Paradiese und damit wir bald hinkommen, laß uns wieder anpacken.“

Hiemit begann das Hirsebreiessen von Neuem. Bald war jedoch die Müdigkeit der beiden Schmausenden so groß, daß sie einhalten mußten. Peter verlangte nun, das Ende der Geschichte des Esels zu hören.

„Es ist kurz, Peter,“ sprach Rebröck.

„Der Esel erkannte also seine Thorheit und beklagte es nicht wenig, daß er den Rath seines Freundes so schlecht benützt hatte. Täglich wuchs seine Qual und er wurde endlich zu einem noch viel kraftloseren, elenderen Thiere, als er es früher bei dem geizigen Salzhändler gewesen war.

Eines Tages hatte sein Herr aus der Stadt nach einem unfern gelegenen Dorfe zu fahren. Als er hier seine Ladung abgeliefert hatte, spannte er den Esel aus und trieb ihn auf eine an den nahen Wald stossende Trift, um sich hier sein Futter zu suchen. Der Esel labte sich an dem frischen Grase und schritt, sich die fettesten Plätze suchend, auf dem Anger weiter. Unbemerkt befand er sich an dem Saume des Waldes und legte sich, da er seit langer Zeit nicht so reichliches und gutes Futter gefunden hatte, wohlgesättigt im Schatten der Bäume nieder, um etwas zu ruhen.

Vorsichtig und lauschend schlich bald darauf ein Fuchs aus dem Gebüsche. Erstaunt sah er den Esel im Grase liegen. Da sich Langohr ganz ruhig verhielt und äusserst dürr, abgeschunden und elend aussah, so meinte der Fuchs, ein Aas vor sich zu sehen, ging dreist herzu und biß den Esel herzhaft in das Ohr. Der arme Langohr sprang schreiend auf und schüttelte weheklagend das müde Haupt. Der Fuchs war nicht sobald seinen Irrthum gewahr worden, als er auch schon das Hasenpanier ergriff und entrann, aber nicht, ohne sich dazwischen vorsichtig umzusehen, ob er verfolgt würde. An der elenden abgemagerten Gestalt erkannte er seinen alten Freund. „Was seh' ich, Bruder Esel," rief er höchst überrascht, indem er

stehen blieb, „du bist es? Ich wähnte ein todtes Thier vor mir zu sehen!“

„Ach, Grausamer,“ rief der Esel, „so beweisest du mir also deine Freundschaft?“

„Beruhige dich,“ entgegnete der Fuchs, ich erkannte dich nicht, mich hungerte und ich wollte mich an deinem Fleische sättigen, weil ich dich gestorben glaubte. Verzeihe mir!“

„Nun wohl, du thatest mir früher Gutes und so will ich denn vergessen und diesen Schmerz zu überwinden suchen. Komm her, sei mir willkommen!“ erwiederte der schnell versöhnte Esel. „Aber sage mir, weßhalb sah' ich dich nicht mehr?“

„Weil ich die Gegend, wo wir uns früher trafen, verließ, um hieher zu ziehen. Doch, Freund, was muß ich sehen? du scheinst dich ja noch viel schlechter, als früher, zu befinden? Ist dir mein Rath so schlecht bekommen? oder befolgtest du ihn nicht?“

„Ach ja, ich that, was du sagtest.“

„Nun? und es gelang dir also nicht, deine Lage zu verbessern?“

„Allerdings,“ erwiederte der betrübte Esel; „aber ich bin selbst daran schuld, daß es mir jetzt so schlecht geht; höre die Ursache.“

Der Fuchs vernahm nun aus des Esels Munde die ganze Schilderung seiner Unklugheit.

»Freund,« sprach der Fuchs ernsthaft, als der Esel geendet hatte, »du hast einen großen Fehler gemacht, dachtest du denn nicht an das Sprichwort: Alle Saiten reißen, wenn man sie zu hoch spannt? Du hast indeß schwer genug gebüßt und ich bin gerührt durch deine traurige Lage. Ueberdieß sehe ich nicht ein, wie ich dir füglich helfen könnte, da dein Herr so roh und grausam ist. Hat er eine Frau?«

»Ja, er ist verheirathet, aber sein Weib ist eben so schlimm, als er selbst.«

»Das kann uns Nutzen bringen, rief der Schlaue, jetzt verzage noch nicht, wir wollen sehen was zu thun ist. Höre meinen zweiten Rath:

»Wenn dein Herr zu Hause fährt nnd dir im Stalle dein Futter aufschüttet, so berühre es nicht, auch wenn dich der Hunger noch so arg quälen sollte. Zugleich stelle dich krank und dulde es, wenn er dich durch Schläge zwingen will, aufzustehen. Bleib' ruhig liegen, er wird bald aufhören und wenn auch nicht, so wird seine Frau dir zu Hilfe kommen. Erwarte also ruhig die Folgen, sie werden günstig für dich ausfallen.«

Der Esel hatte kaum Muth genug, es mit dem Fuhrmann aufzunehmen, dessen Rohheit und Grausamkeit er aus vieler Erfahrung kannte. Der Fuchs redete ihm jedoch zu und forderte ihn auf

sich hier, wo es gutes Gras und saftige Kräuter in Menge gab, durch eine recht reichliche Mahlzeit zu stärken und dann getrost den Versuch zu wagen. Der Esel versprach ihm endlich, seinen Rath auf alle Gefahr zu befolgen. Unter den besten Wünschen verließ ihn der Fuchs und ging seinem Raub nach.

„Was kann es schaden? dachte der Esel, als ihn der Fuchs verlassen hatte. Das elende Futter, welches mir mein Herr vorwirft, lohnt kaum der Mühe, daß ich es berühre und Schläge bekomme ich ohnedem; wohlan, ich wills wagen!“

Mit diesen Worten fing er an zu fressen und sättigte sich vollkommen. Dann ging er wieder nach dem Platze, wo ihn sein Herr verlassen hatte und wartete hier, bis dieser käme, ihn abzuholen.

Nach kurzer Zeit erschien der Fuhrmann. Er hatte in der Schenke gesessen und sich gütlich gethan. Mit schwerem Kopfe und wankenden Schritten führte er den Esel nach dem Wirthshause, spannte ihn hier an den Karren und bezahlte seine Zeche. Der Wirth prellte ihn gehörig, so daß ihm gar nichts von dem übrig blieb, was er verdient hatte. Da er aber betrunken war, so achtete er wenig darauf, setzte sich auf den Karren und überließ es dem Esel, seinen Weg nach Hause zu finden. Der Esel schritt gemächlich auf der Strasse

dahin und der Fuhrmann verfiel allmählich in einen tiefen Schlaf.

Indeß brach die Nacht an; der Esel schritt auf der Strasse fort und erreichte endlich die Vorstadt. Hier waren eine Menge herrlicher Gärten, welche reichen Bürgern gehörten. Das Thor eines dieser schönen Lustorte stand offen. Der Esel hielt es für das Stadtthor und schritt langsam hinein. Er folgte anfangs einem gebahnten Wege, der sich zwischen Feldern verlief, auf denen Blumenkohl, Salat, Spargel, Artischocken und andere feine Gemüse und Gartengewächse standen. Dazwischen waren ganze Beete voll Nelken, Narzissen, Rosen, Lilien und andern herrlich duftenden Blumen. Mitten durch diese Felder schritt der Esel hin. Da aber der Karren tief mit den Rädern in den fetten Boden einsank, so wurde ihm das Ziehen zuwider; er blieb stehen und begann, von dem Blumenkohl, der rings um ihn wucherte, nach Herzenslust zu fressen. Als er vollkommen satt war, legte er sich zwischen die Kohlstauden und schlief ein.

Nun traf es sich, daß der Besitzer des Gartens, ein reicher junger Mann, eine große Anzahl seiner Freunde zum Abendessen eingeladen hatte. Die Gesellschaft war in dem Hause, welches in der Mitte des Gartens lag und die hier Versammelten

waren so vergnügt, daß sie bis nach Mitternacht beisammen blieben. Erst gegen Morgen entschlossen sich die Gäste zur Heimkehr; die Diener zündeten Fackeln an, um durch den Garten zu leuchten. Lachend und scherzend gingen die jungen Leute hinter den Fackelträgern und der Hausherr begleitete sie bis an das Thor, welches zu diesem Ende die ganze Nacht offen geblieben war. Der Weg führte sie endlich nach dem Felde, wo der Fuhrmann auf dem Karren schlief. Ueberrascht durch einen eben so auffallenden, als unerwarteten Anblick, blieben alle stehen.

Der Esel lag mitten in dem schönsten Blumenkohl, der ihn so sehr verbarg, daß nur die Spitzen seiner langen Ohren, die er horchend emporrichtete, darüber hervorragten; der Fuhrmann lag in tiefem Schlaf auf seinen Karren.

Die Gesellschaft trat vorsichtig dem Platze näher und der Besitzer des Gartens gerieth in Wuth, als er die Zerstörung bemerkte, welche in seinen Feldern angerichtet war. Er ergriff ein in der Nähe liegendes eisernes Geräth und schwang es, um den Esel todtzuschlagen. Der Esel sah gleichmüthig seinem Beginnen zu und blieb ruhig, wo er war, als ob er das größte Recht gehabt hätte, es sich hier bequem zu machen.

Die Freunde des Hausherrn hielten denselben von seinem Beginnen ab. »Was willst du thun?« riefen einige. »Weshalb das arme, unvernünftige Thier töden? der Fuhrmann trägt die Schuld, da er trunken auf seinem Karren schläft. Warum leitete er sein Thier nicht? ihn züchtige also für seine Nachlässigkeit.«

»Bringt Peitschen her,« rief nun der erzürnte Gartenbesitzer.

Bald kamen die Diener mit dem Verlangten; der Knall der Hiebe und die heftigen Schmerzen trieben den Fuhrmann rasch empor. Nur mühsam und unter jämmerlichem Geschrei fand er mit dem Esel, den er rasch dahinriß, die Thüre des Gartens. Allein auch hier ließen seine Peiniger noch nicht nach; sie trieben ihn lachend und unter wildem Jauchzen die Strasse entlang; dann wurden plötzlich alle Fackeln verlöscht. Diejenigen, welche ihn so derb abgeprügelt hatten, entrannen in der Dunkelheit und ließen ihn allein und durchaus verwirrt in der dichten Finsterniß.

Der Fuhrmann sammelte sich mühsam und suchte sich zurecht zu finden. Er erkannte, daß er sich in der Vorstadt befand und eilte, einen neuen Anfall fürchtend, nach Hause zu kommen. Fast sinnlos vor Schmerz, an allen Stellen seines Leibes die

Spuren der erlittenen Züchtigung tragend, erreichte er seine Wohnung.

Der Esel lachte herzlich über den Streich, welchen er, ohne es zu wollen, seinem grausamen Herrn gespielt hatte. Dieser, dem der genossene Wein noch nicht gänzlich aus dem Kopfe war, konnte sich gar nicht erklären, weshalb er so viele Schläge bekommen hatte. Auch wußte er sich durchaus nicht zu erinnern, wo die Sache vorgefallen war. Er führte den Esel wehklagend in den Stall, gab ihm sein ärmliches Futter und ging sodann zu seiner Frau, um ihr sein Leid zu klagen. Allein hier fand er keinen Trost, die Frau durchsuchte vor allem seine Taschen. Als sie nichts fand, fing sie an zu keifen, nannte ihn einen Verschwender, einen Taugenichts, einen Trunkenbold, der sich zuerst in der Schenke benebelt, all' seinen Verdienst durchgebracht, dann Streit angefangen und Schläge bekommen habe und dem noch nicht halb so viel geschehen sei, als er verdiene. Damit endigte sie und ließ ihn dann allein in der finstern Stube stehen, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern.

Der Fuhrmann war völlig verwirrt und wußte sich nicht zu rathen und zu helfen. Endlich ging er in den Stall und legte sich hier auf das Stroh, indem er leise Klagen und Verwünschungen aus-

stieß. Doch gewann seine Müdigkeit bald wieder so viele Macht, daß er einschlief.

Es war fast neun Uhr des Vormittags; der Fuhrmann schlief noch immer; da kam seine Frau weinend herein in den Stall und weckte ihn auf. Noch immer betrübt und jetzt erst recht empfindliche Schmerzen leidend, erhob er sich und wollte den Esel einspannen, um einiges zu verdienen; da bemerkte er mit Staunen, daß das Futter noch unberührt war. Allein wie groß war sein Schreck, als er den Esel keuchend und alle Viere von sich streckend am Boden liegen sah. „Hilf Himmel," rief er angstvoll — „will doch das Vieh nicht krepiren? Wovon soll ich mir einen andern Esel kaufen!" — „Steh auf," schrie er, indem er den Esel am Kopf ergriff und emporziehen wollte. Allein der Esel hatte sich recht gut gemerkt, was ihm der Fuchs gesagt hatte, und rührte keiu Bein. „Hio, hio," rief der Mann, ängstlich an ihm ziehend. Allein vergebens, der Esel rührte sich nicht. Fluchend griff nun der Fuhrmann nach der Peitsche und versetzte dem Esel eine Anzahl derber Hiebe. Doch auch dieses fruchtete nichts. Der Esel war entschlossen, seine Schläge geduldig auszuhalten; er rührte sich nicht. Bald sollte er die Wirkungen seiner Standhaftigkeit erfahren.

Die Frau, welche aussen vor dem Stalle ge-

wartet hatte, ging herein. Kaum bemerkte sie das unberührte Futter, den Esel, der noch immer keuchend am Boden lag und ihren Mann, der auf das Thier losschlug, als sie ihm wüthend in die Haare fiel und ihm die Peitsche entriß. Dann fing sie an, so laut zu schreien, daß im Augenblick eine Menge Nachbarn herbeikammen. Weinend vor Zorn erzählte sie diesen die schlechte Aufführung ihres Mannes und seine Liederlichkeit und klagte ihnen, wie er das Thier, das sie erst vor kurzer Zeit angekauft hätten, binnen wenigen Tagen durch elendes, kärgliches Futter so herabgebracht hätte, daß es so eben im Stall zu krepiren schiene. Zugleich rief sie laut, daß er, statt ihm besseres Futter zu geben, es jetzt noch geschlagen habe, wo es fast schon am Sterben wäre und jammerte so kläglich, daß alle Zuhörer über den Fuhrmann höchst erbost wurden. Sie liefen in den Stall, sahen den Esel mitleidig an, brachten besseres Futter und gaben der Frau Geld, um Heu für das halbverhungerte Thier zu kaufen. Aussen hatten indeß einige Männer den Fuhrmann gepackt. Sie begnügten sich nicht damit, ihn einen elenden Geizhalz und Thierquäler zu schimpfen, sondern ein paar der derbsten, ein Schmied und ein Gerber, gaben ihm so viele Ohrfeigen und Püffe, bis er endlich um Gnade bat und sich zu bessern versprach. Zuletzt

drohten sie, ihm seinen Karren zu zerbrechen und all sein Geräthe zu zerschlagen, wenn er den Esel nicht besser füttern würde und gingen sodann wieder an ihre Geschäfte.

Der Fuhrmann war durch diese schlimme Behandlung so übel zugerichtet, daß er ausser Stande war, an sein Geschäft zu gehen. Er bereuete seinen Leichtsinn und seine Grausamkeit und gelobte sich zu bessern. Zugleich faßte er den festen Vorsatz, nie mehr, als nöthig, zu trinken.

Der Esel dagegen ruhte sich aus und am Abend erhob er sich, um zu fressen. Am andern Morgen fand ihn der Fuhrmann so weit hergestellt, daß er das Thier wieder einspannen konnte. Doch legte er keine zu große Last mehr auf den Wagen und der Esel that seine Schuldigkeit, so gut er vermochte, um nicht in noch schlimmere Hände zu fallen.

Da der Fuhrmann bald durch seine Sparsamkeit in bessere Umstände kam, so ließ er es seinem Thiere an nichts mehr fehlen und beide, der Esel und der Fuhrmann, befanden sich dabei vollkommen wohl.

Als der Esel später seinen Freund, den Fuchs, wieder traf, erzählte er ihm alles, was vorgefallen

war, worüber sich letzterer nicht wenig ergötzte. Beide nahmen höchst zufrieden von einander Abschied.«

Viertes Kapitel.

Peter fand so wenig Geschmack an Rebröcks Erzählung, daß er sich gegen das Ende derselben schlafend stellte. Rebröck wußte gleich wohl, daß Peter nur zu gut aufmerkte; er endete also sein Mährchen so vergnügt, als nur immer möglich und sah Petern schelmisch an. Peter drückte noch immer sein Auge zu; endlich blinzelte er ein wenig und bemerkte, daß ihn der Kobold beobachtete; nun erhob er sich und brach in ein lustiges Gelächter aus, in welches Rebröck herzlich einstimmte.

»Du Schelm, sprach der Kobold, wie du dich verstellen kannst!«

»Ich?« fragte Peter; »ich habe mich nicht verstellt; deine langweilige Geschichte machte mich schläfrig.«

»So? langweilig?« fragte Rebröck gedehnt. Mir kommt die Geschichte nicht langweilig vor, sondern ich finde sie höchst unterhaltend. Wenn du aber erst die von dem Prinzen, der durch die Hilfe

der Thiere aus Todesnoth errettet wurde, wüßtest« ...

»Höre, lieber Freund,« rief Peter abwehrend, »ich bitte dich inständigst, mich damit zu verschonen. Laß uns lieber weiter machen.«

Mit diesen Worten begannen beide zu essen. So arbeiteten sie daran, ihre Aufgabe zu lösen und plauderten dazwischen, eine lange, lange Zeit. Eines Tages lagen beide schlafend neben einander, als sie plötzlich durch ein Geräusch in ihrer Nähe erweckt wurden. Es war ihnen, als drängen durch die Massen des Hirsebreigebirges leise Klagen und Seufzer. Peter lauschte.

»Was ist das, Rebröck,« fragte er diesen, »sind wir nicht allein?«

»Weiß nicht,« entgegnete der Kobold gleichgiltig.

»He da, Rebröck,« schrie Peter ärgerlich, den Trägen schüttelnd, »hörst du nicht?«

Der Kobold spitzte seine langen Ohren. »Hui,« brummte er dann gedehnt, »da steckt einer!«

»Wa—as?« stotterte Peter, indem er furchtsam von dem Theile der Kluft wegrückte, woher die Laute zu kommen schienen.

»Da ist einer drinnen, im Hirsebrei,« rief der Kobold verdrießlich, »verstehst du mich nicht?«

„Ja, aber was treibt er denn da?“ fragte Peter.

„Er ist im Begriff, sich, wie wir, durch das Hirsebreigebirge durchzuessen,“ warf der Kobold gleichgiltig hin.

„Sprich mit ihm; frag ihn, wer er ist?“

„Wozu?“ entgegnete Rebröck.

„Ich möchts gerne wissen,“ rief Peter.

„Sprich du selbst mit ihm, wenn du neugierig bist, ich will nichts von ihm wissen.“

Peter legte sich nun aufs Schmeicheln. „O, bitte, Rebröckchen, bitte, sprich mit ihm.“

Der Kobold schmunzelte; endlich antwortete er: „Nun, ich wills thun, dir zu lieb, Peterlein.“

„He da“ rief er mit lauter Stimme . . .

Alles blieb still . . .

„Hurrah, he da“ ... schrie Rebröck noch stärker.

„Halloh“ ... antwortete eine schwache Stimme.

„Wer bist du?“ schrie Rebröck.

„Ein Kalmuck!“

„Was?“ rief der Kobold erstaunt.

„Ich bin ein Kalmuck, aus der Kalmuckei.“

„Hast du's gehört Peter?“ „Ein Kalmuck! Was man nicht alles erlebt! Nun da haben wir eine saubere Nachbarschaft!“

„Wahrhaftig, antwortete dieser lachend; „aber jetzt erkundige dich, was er da neben uns treibt?“

„Kalmuck, was machst du? wie geht es dir denn?“

„Schlecht, Freund, ich bin sehr übel daran. O, wäre ich noch einmal in meiner Kalmükei, bei meinen Pferden und rauhwolligen Schafen, wie glücklich wäre ich! Ich wollte nie wieder nach diesem Schlaraffenland Verlangen tragen. Aber wer seid denn ihr? denn ich höre, daß ihr zusammen sprechet.“

„Wir sind aus Europa, wenn du schon davon gehört hast; es ist auch auf der Erde.“

„Ja, ich hab davon sprechen hören. Mein Vater war einmal dort, im Krieg gegen den großen Kaiser Napoleon. Wo wollt ihr denn hin?“

„In's Schlaraffenland.“

„Dahin wollte ich auch; aber ich werde wohl niemals dahin gelangen, so wenig, als ich je zurück auf die Erde komme,“ jammerte der betrübte Asiat.

„Weshalb denn nicht?“ fragte Nebröck mitleidig

„Ich kam hierher mit dem festen Vorsatz, das Probestück, welches alle diejenigen ablegen müssen, welche in dieses seltsame Land wollen, zu bestehen. Ich aß anfangs herzhaft von dem Hirsebrei, aber bald ward ich der Sache überdrüssig und sehnte mich hinaus auf das freie Feld zu meinen Pferden

und Schafen, um mich, wie ich es gewohnt war, dort herum zu tummeln. Da schloß sich der Ausweg und ich vermag seitdem weder vor- noch rückwärts zu kommen. Viele, viele Monden bin ich nun hier in einer engen Kluft fest gebannt und sehne mich vergebens nach Erlösung.«

»O weh, Peter, das ist eine fatale Geschichte,« sprach Rebröck.

»Mich dauert der Arme;« antwortete Peter; »frage ihn, ob wir ihm nicht helfen können?«

»Freund Kalmuck,« rief Reböck, »wir beklagen dich; aber sage uns, ob wir nichts für dich thun können?«

»Ach, wenn ihr das wolltet, wie dankbar würde ich euch sein. Aber vorerst müßt ihr selbst eure Aufgabe gelöst haben, dann . . .

»Und worin besteht die Schwierigkeit derselben?« fragte der Kobold.

»Darin, rief der Fremde, euch beharrlich durch das Gebirg zu essen, ohne auch nur einmal müde oder überdrüssig aufzuhören und euch zurückzuwünschen. Erst dann, wenn ihr das vermochtet, steht euch die Pforte des Schlaraffenlandes offen; wo nicht? so theilt ihr mein trauriges Schicksal.«

»Nun, das soll unsere Sache sein; ich danke, ich werde das Stück nicht unvollendet lassen; was meinst du, Peter?«

»Ich werde fortmachen, und wenn noch zehn Jahre darüber vergingen. Mein Wahlspruch ist der deine:

»Vorwärts geschaut« . . .

»Und nicht zurück,« sang Rebröck, Petern unterbrechend — »nur dem Muthigen lacht das Glück!«

»Was sangest du denn da?« fragte der Fremde.

»Mein Leiblied, Freund. Aber nun vernimm, daß wir entschlossen sind, dir zu helfen, wenn wir unser Probstück abgelegt haben. Aber wie müssen wir das anfangen?«

»Ihr dürft, sobald ihr im Schlaraffenlande angelangt seid, nicht das Mindeste von dem genießen, was euch dort angeboten wird, sondern ihr müßt aufs Neue beginnen, den Hirsebrei zu essen — aber — weh mir! — nie werdet ihr das zu thun vermögen, nachdem ihr so lange nur diese eine, langweilige Speise genosset!«

»Ich werde es thun, « sprach Peter entschlossen.

»O, Freund,« rief der Kalmuck, der es vernommen hatte, »du gedenkst nicht der herrlichen Speisen und Früchte, die man dir bringen wird und deren Reiz nach solchen Entbehrungen dich so

mächtig locken muß, daß du dich nicht zu überwinden vermagst!«

»Ich dachte mit Lust an eine Abwechslung, nachdem ich so lange schon diese Speise genoß,« rief Peter. »Doch um dir zu helfen, will ich eilen, mein Werk zu vollbringen und ich verspreche dir, daß ich, sobald ich mein Ziel erreicht habe, an nichts anderes denken will, als daran, dich aus deiner traurigen Lage zu befreien, so wahr ich Peter Glückfeld heiße!«

»O, du edelmüthiger Freund; so empfange den Lohn deiner guten Vorsätze;« rief der Fremde, während Peter und Rebröck mit Staunen eine große Veränderung gewahr wurden, denn die eigenthümliche Dämmerung, welche sie bisher umgeben hatte, wich plötzlich einem angenehmen Lichte, das aus der Höhe hereinbrach. Zugleich fühlten sie sich rasch vorwärts gerückt.

»Was ist das, Rebröck,« fragte Peter erstaunt.

»Sieh selbst; sieh nur, wir sind durch ein Wunder unserm Ziele ganz nahe.«

Peter sah sich um — frohlockend erkannte er, daß sie nur noch durch einen geringen Zwischenraum von der freien Luft getrennt waren.

»Welches Glück! Welch' ein guter Geist hat uns so schnell hierher gebracht?« . . .

Allein hier wurde Peter unterbrochen. Er und sein Gefährte horchten entzückt, denn sie vernahmen süße Töne, welche durch die Scheidewand gedämpft, aber doch sehr vernehmlich, zu ihnen hereindrangen. Bald wurden sie deutlicher, klarer und beide hörten eine angenehme Stimme, welche folgende Worte sang:

„Frisch gewagt,
Unverzagt!
Durch den Hirsebrei gedrungen,
Bis ihr euer Ziel erungen.
Frisch gewagt, unverzagt!
Schöner Lohn
Wartet schon.
Soll das große Werk gelingen,
Müßt ihr auch beharrlich ringen.
Frisch gewagt, unverzagt!

„Das geht uns an," rief Peter entzückt. „Ha, Rebröck, jetzt gilts! nur noch einmal ernstlich dran!"

Frisch gewagt!
Unverzagt!

Mit diesen Worten machten sich beide lustig über den Hirsebrei her. Es ging schnell genug; bald ward es heller; die Rinde dünner und die in ihrer Kluft herrschende Stille wich einem hohlen Braußen, das von der Außenwelt hereindrang. Beide vernahmen die Stimmen einer unzähligen

Menschenmenge, welche, wie sich aus den Reden der zunächst bei ihnen befindlichen ergab, nur ihrer Ankunft wegen, von der man im Schlaraffenlande schon benachrichtiget sein mußte, sich hier versammelt hatte. Peter schrie vor Wonne, indem er mit voller Kraft durch die Massen des Hirsebreies, der noch hinderlich war, durchzubrechen versuchte, als er sich plötzlich am Aermel gehalten fühlte . . .

Erstaunt sieht er sich um; Rebröck ist es, der ihn abhält. »Nur noch einen Augenblick, Peter,« ruft der Kobold, erst laß uns Toilette machen, damit wir doch etwas anständig erscheinen.«

Mit diesen Worten öffnete er ein ganz kleines Bündelchen. »Sieh,« sagte er schmunzelnd, »erst will ich meine kleinen Füße — damit meinte er seine Geißbeinchen, — in diese rothen Stiefelchen stecken, und nun dieser Hut! Ha, wie wird er mich zieren! Meine Ohren sind etwas lang, die müssen drunter — so; jetzt sieh mich einmal an, Peter, wie seh' ich aus?«

»Prächtig, Rebröck, wie ein Cavalier. Aber nun spute dich, das Herz will mir zerspringen vor Freude.«

Frisch gewagt!
Unverzagt!

riefen beide, indem sie die trennende Mauer durchbrachen. Ein heller Strahl der Sonne leuchtete

ihnen ins Antlitz', als beide, wie zwei Küchlein aus den Eiern, aus dem Hirsebrei heraussprangen.

Vor ihnen lag eine liebliche reizende Landschaft, unbeschreiblich herrlich von der mildesten Sonne beschienen, erfüllt von einer unzählichen Menschenmenge, welche die ankommenden mit einem ungeheuern Jubelruf begrüßte!

Peters Entzücken war lähmend. Das Ziel war erreicht, seine Sinne schwanden; ohnmächtig vor Freude sank er zu Boden . . .

Fünftes Kapitel.

Peter mußte ziemlich lange besinnungslos gelegen haben. Endlich kehrte sein Bewußtsein wieder zurück; er hatte die Augen noch geschlossen, siehe, da vernahm er ringsum ein leises Flüstern. Er erkannte endlich Rebröcks Stimme, welcher den Anwesenden ihre Ankunft von der Erde an der Grenze des Schlaraffenlandes schilderte; zugleich gab der Zwerg seinen Zuhörern die Nachricht, daß sein Freund Peter etwas schwache, reitzbare Nerven hätte und nur durch die Ueberraschung, so wie insbesondere durch den überwältigenden Anblick der Herren Schlaraffenländer, seine Besinnung ver-

oren habe; er werde sie jedoch bald genug wieder erlangen und sodann nicht ermangeln, ihnen seine Freude, bei ihnen angekommen zu sein, selbst zu schildern.

Peter hörte Rebröcks Rede ungeduldig mit an, ohne die Augen zu öffnen. Durch die letzte Bemerkung des Kobolds nicht sonderlich erbaut und geschmeichelt, öffnete er die Augen und richtete sich empor. Sein Staunen war keineswegs geringer, als beim ersten Anblick des Schlaraffenlandes und seiner Bewohner und es fehlte nicht viel, daß er zum zweitenmale besinnungslos geworden wäre.

Man hatte nämlich schnell ein prächtiges Zelt ausgespannt und Petern unter dasselbe getragen; man hatte den Ohnmächtigen auf die weichsten Kissen von rothem Sammt gelegt und erwartete geduldig den Augenblick, in welchem er die Augen öffnen würde.

Peter staunte; was er hier vor sich sah, übertraf alles ihm Bekannte so sehr, daß er gar nicht Zeit genug finden konnte, um die Schönheit der einzelnen Theile des Zeltes und der mit unglaublicher Schnelligkeit herbeigeschafften Kissen, Decken, Stühle und anderer Gegenstände zu übersehen. Das Zelt bidete ein großes Gemach, größer und höher, als mancher Saal. Es war ganz von

gelber Seide, in welche man die herrlichsten Blumen in blauer Farbe eingewirkt hatte. Die Stricke, womit es ausgespannt wurde, waren von Golddrath, sowie auch überall schwere goldne Troddeln und Quasten herabhingen. Die Stangen, auf welchen das Zelt ruhte, waren karmoisinroth angestrichen. Der Boden war mit einem überaus herrlichen, in allen Farben prangenden Teppig belegt, welcher so schön gewirkt war, daß man in Zweifel gerieth, ob die Blumen, welche der Teppig zeigte, nicht natürlichen, lebenden Gewächsen angehörten, und nur zum Schmuck dahin gelegt worden wären. Was indeß Peters Staunen am meisten erregte, war das überaus seltsame Aussehen der Anwesenden. Der Reichthum der Kleidung, die Pracht und die Schönheit der Stoffe, aus denen dieselbe gefertiget war, der Glanz der Juwelen und des aus dem feinsten Gold verfertigten Schmuckes war bezaubernd; aber all diese Pracht verlor ihre Reitze durch die seltsame Art und Weise, wie sich diese Herrn trugen. Jeder von ihnen hatte auf dem Kopfe eine eigenthümliche Art Kopfputz der fast einer runden Mütze mit zwei daraus emporstehenden Hörnern glich, an deren Spitze kleine silberne, oder gläserne Glöckchen klingelten. Der Hals der Schlaraffenländer stack in einem mächtigen Kragen von rother Seide. Eine Art Mantel von dem-

selben Stoff bedeckte sie gänzlich und ließ die schönen Unterkleider von dem feinsten geschornen Sammt nur zur Hälfte sehen. Weite faltige Beinkleider gingen bis an das Knie, die dicken runden Waden stacken in Strümpfen von der brennendsten, rothen, gelben, blauen oder grünen Farbe; an den Füßen trug jeder ein paar Pantoffeln. Was aber Peters Staunen am meisten erweckte, war die ausserordentliche Länge der Nägel an den Händen der Schlaraffenländer. Manche trugen sie fast einen Fuß lang. Zum Ueberfluß waren diese ungeheuern Nägel noch vergoldet und auf das schönste polirt — mit einem Worte — Peter sah vor sich eine Anzahl der vornehmsten Schlaraffenländer in ihrer heimischen Tracht. Da wir später alles das genauer kennen lernen werden, so begnügen wir uns vor der Hand damit, unsern lieben Lesern Peters erste Bemerkungen in seiner neuen Heimath mitzutheilen.

Peter saß noch immer und staunte mit weitgeöffneten Augen die Schlaraffenländer an. Diese ihrerseits nickten und wackelten mit ihren dicken Köpfen und blickten mit unterwürfiger Freundlichkeit auf den Ankömmling. Rebröck stieß nun Petern und flüsterte ihm zu, daß er an die Herren eine kleine Anrede halten sollte.

»Ja, Rebröck, ich wollte es gerne thun, aber

was in aller Welt soll ich denn zu ihnen sagen?“ entgegnete Peter in größter Verlegenheit.

„Sage ihnen, daß du dich freust, sie zu sehen, daß du glücklich bist, hier angelangt zu sein; sag es Peter.“

„Bruder Rebröck, ich kann nicht, sieh nur den Dicken mit dem rothen Gesicht, wie er mit dem Kopf wackelt, wenn ich ihn ansehe, so möcht ich mich vor Lachen ausschütten.“

„Peter, ums Himmels willen, nimm dich zusammen, da könntest du was Schönes anrichten. Und jetzt eile, sie anzureden, sie werden schon ungeduldig.“

„Rebröck, ich kann nicht, um alles in der Welt! es ist mir unmöglich!“

„Du mußt, entschließe dich, es ist keine Zeit zu verlieren . . .“

„Ach, Himmel, was soll ich denn sagen?“

„Was du willst, nur sprich, ich bitte dich . .“

Peter erhob sich nun; staunend bemerkte er, daß die alten Herren zugleich mit ihm ihre Plätze verließen und ihn erwartungsvoll ansahen. Nun blieb ihm nichts anderes übrig; er mußte eine Rede halten. Er warf sich also in die Brust und sprach:

„Meine Herren, ich bin, wie ich sehe, im Schlaraffenlande, wohin ich mich längst sehnlichst

gewünscht habe. Alles, was ich hier sehe, freut mich so sehr, daß ich den Augenblick nicht erwarten kann, dieses wunderbare Land näher kennen zu lernen. Insbesondere freut es mich, Ihre werthe und mir sehr schätzbare Bekanntschaft zu machen.«

Hier schwieg Peter, weil er nichts mehr zu sagen wußte und sah Rebröck an. Dieser nickte zufrieden; »gut genug fürs erstemal, Peter;« flüsterte er ihm leise zu . . .

Hier unterbrach ihn aber der donnernde Jubelruf der Schlaraffenländer, welche sehr mit Peters Anrede zufrieden schienen und sich nun nahten, um ihm ihre Ergebenheit zu beweisen und ihn nach heimischer Sitte zu begrüßen. Zu diesem Ende ergriff der Aelteste und Vornehmste Petern sanft am Kopfe, drückte seine Nase an Peters Nase, machte ihm sodann eine Verbeugung und kehrte nach seinem Platze mit der Miene eines Mannes zurück, welcher seine Sache recht und tadellos gemacht zu haben überzeugt ist. Peter war über diese seltsame Art, sich zu begrüßen, abermals äußerst erstaunt.

»Aber, Rebröck, flüsterte er leise, um alles in der Welt! Hast du gesehen, was er gethan hat — wie er seine dicke rothe Nase an der meinigen rieb? O Himmel, und das soll ein Mensch aushalten!«

„Peter, flüsterte der Zwerg wieder; sei verständig; wenn man zu Fremden kommt, so muß man sich nach ihren Sitten und Gebräuchen richten; und nun kehre dich um, denn es wartet schon wieder einer . . .“

Peter wurde abermals bei dem Kopfe genommen und einer der alten Herren rieb sich die Nase an der seinigen. Peter vermochte es nun nicht länger, das Lachen zu verbeißen und kicherte herzlich. Die Schlaraffenländer waren weit entfernt, das übel zu nehmen und schrieben Peters Heiterkeit seiner Zufriedenheit mit der guten Aufnahme zu, welche er bei ihnen fand. So ging das Begrüßen fort, bis endlich alle ihre Nasen an Peters Nase gerieben hatten, worauf die Schlaraffenländen wieder Platz nahmen und auf Peters fernere Befehle wartete. Dieser nahm wieder auf seinem Kissen Platz und rief Rebröck herbei, um sich mit ihm über das, was bisher geschehen war, zu besprechen.

Inzwischen brachten reich gekleidete Diener verschiedene Speisen, welche sie vor Petern niedersetzten. Dieser war jedoch zu sehr mit Rebröck beschäftigt, als daß er auf das, was geschah, aufmerksam gewesen wäre. Einer der alten Herren trat nun näher und lud Peter ein, von den Speisen zu kosten. Peter warf einen Blick auf die

verschiedenen Teller und entdeckte eine Menge herrlich und einladend duftende Dinge, die, schon so angenehm für das Auge und die Nase, ihm einen noch größeren Genuß beim Essen versprachen. Er wollte so eben nach einem Teller voll gebratener Hühnchen, welche mit süßen Weinbeeren gefüllt waren, greifen, als er sich plötzlich des armen Mannes erinnerte, welchem er erst vor kurzer Zeit zu helfen versprochen hatte. Er sprang auf und rannte eiligst hinaus, um sein Wort zu halten. Nichts glich der Verwirrung, welche in dem Zelte entstand, nachdem es Peter verlassen hatte. Die alten Herren saßen unbeweglich vor Staunen und konnten gar nicht begreifen, was ihn so plötzlich zu dieser seltsamen Flucht hatte veranlassen können. Rebröck folgte ihm schnell nach, und traf ihn, eifrigst damit beschäftigt, Hirsebrei zu essen. Er kehrte zurück in das Zelt und theilte den durch Peters Entfernung fast gekränkten alten Herren die Veranlassung mit. Unter manchem Ruf des Beifalls erhoben sie sich mühsam und folgten Rebröck hinaus vor das Zelt, woselbst sie Petern bei seiner Beschäftigung antrafen. Sie machten ihm nun mancherlei Vorstellungen, um ihn von seinem Vorsatze abzubringen; allein Peter blieb fest dabei und aß eifrigst fort, um dem armen Kalmücken herauszuhelfen. Die Schlaraffenländer bewunderten

diese Standhaftigkeit und riefen nun Petern zu, daß er sich ferner nicht mehr bemühen möchte, indem schon sein fester Wille hinreichend sei. Zugleich baten sie ihn, nur getrost wieder im Zelte einzutreten und hier der Ankunft desjenigen zu harren, den er hatte befreien wollen.

Peter kehrte also nach seinem Sitze zurück und begann mit den Anwesenden ein köstliches Frühstück einzunehmen. Kaum war dieses beendigt, als plötzlich ein, fast wie ein Kosak gekleideter Mensch in das Zelt hereinstürzte und sich Petern zu Füßen warf. Peter staunte; an der Sprache erkannte er endlich den Kalmücken. Er drückte ihm seine Freude aus, ihn bei sich zu sehen und beschloß den armen Burschen bei sich zu behalten. Dieser war vor Freude fast ausser sich und fand kaum Worte, um seine Dankbarkeit und seine treue Gesinnung auszusprechen.

Das Frühstück war jetzt beendigt und die Anwesenden erhoben sich, um Petern ihre Bitte vorzutragen, sogleich die Reise nach der Hauptstadt anzutreten. Der älteste Herr that dieses im Namen der übrigen und zwar auf eine so auszeichnende und ehrfurchtsvolle Weise, daß Peter vor Staunen ausser sich gerieth. Glücklicherweise hatte ihn Rebröck nicht verlassen und beeilte sich nun, ihn aus seiner Verlegenheit zu reißen. „Du

hast nichts zu thun, als ihnen eine Verbeugung zu machen und dahin zu folgen, wohin sie dich führen werden. Uebrigens sei unbesorgt, es wird alles gut gehen und ich bin immer in deiner Nähe" — flüsterte er Petern zu. Peter that, was ihm sein Rathgeber sagte und ward nun von den alten Herren hinaus vor das Zelt geleitet. Sein Staunen war eben so groß, als bei seiner Ankunft. Eine wo möglich noch zahlreichere Volksmasse, die sich hier gelagert hatte, erhob sich bei seinem Anblick. Ein donnernder Jubelruf empfing den Staunenden, der nicht wußte, wie er diese ihm dargebrachten Ehrenbezeugungen aufnehmen sollte. Man führte Petern ein herrliches Pferd vor, dessen Geschirr von Diamanten strahlte und ersuchte ihn, dasselbe zu besteigen. Aengstlich saß Peter auf dem herrlichen Renner, denn er fürchtete bei der ersten Bewegung desselben herabzufallen; wirklich gerieth er im nächsten Augenblick in Gefahr, zu stürzen, denn das muntere Thier stieg wiehernd in die Höhe und sprang dann lustig und leicht in schönen Sätzen, wie ein junges Reh, über die blumige Flur dahin. Peter saß jedoch fester, als er gedacht hatte und bemerkte äusserst überrascht, daß er reiten konnte. "Wo in aller Welt will das hinaus?" — sprach er lachend zu Rebröck, der so eben auf einem kleinen Rößlein an seine

Seite geritten kam. Träumt es mir, oder ist das alles Wirklichkeit? Man empfängt mich mit Jubelgeschrei, mit Ehrenbezeugungen, kurz — man geht mit mir um, wie mit einem Prinzen — ich werde herrlich gespeiset, von vornehmen Herren bedient — man führt mir ein Pferd vor und ich kann reiten, obwohl ich mich nicht erinnere, je auf etwas anderem gallopirt zu sein, als auf einem Stecken — Rebröck, sprich, wache ich, oder ist das alles ein Traum?«

»Nur ruhig, Peter, nur ruhig, du wirst bald ganz andere Dinge sehen und alle Räthsel werden sich zu deiner Zufriedenheit lösen. Folge nur immer schön meinem Rathe. Ich habe dir schon früher gesagt, daß ich es mir in den Kopf gesetzt habe, es soll aus dir etwas Großes werden; der Anfang dazu ist bereits gemacht. Aber nun laß uns den Herren unsere Aufmerksamkeit bezeigen; überhaupt Peter vergiß nicht, daß eine große Anzahl sehr angesehener Personen dich umgibt und auf jede deiner Reden, auf jeden Wink von dir aufmerksam ist. Behalte das wohl im Gedächtniß und enthalte dich vorsichtig alles dessen, wodurch du ihr Mißfallen erregen könntest.«

»Wohl Rebröck, ich habe alle nur mögliche Achtung vor diesen Herren, so lustig sie auch in ihrer närrischen Kleidung aussehen. Wenn ich nur

wüßte, was sie mit mir vorhaben oder weshalb sie alle diese Umstände mit mir machen — ja, jetzt weiß ich! gewiß sie treiben ein Späßchen mit uns . . .«

»Wie, Peter! was denkst du? diese alten, ernsthaften Männer, einen Scherz treiben? Ei, wie thöricht!«

»Nun, und wenn nicht, was wollen sie denn sonst mit mir machen?« rief Peter ungeduldig.

»Genug; es wird sich das Räthsel zu deiner Zufriedenheit lösen. Doch jetzt still und besonnen; denke an das, was ich dir sagte und benimm dich vernünftig; sieh, alle, bis auf einen, sind jetzt zu Pferde . . .«

So eben wurde der wohlbeleibteste Herr von den vier stärksten Sclaven zu Pferde gehoben. Es mußte das ein schweres Stück Arbeit sein, denn sowohl ihm selbst, als auch den Dienern, welche ihm auf das Roß geholfen hatten, rann der Schweiß von der Stirne. Peter lenkte jetzt sein Pferd zu den Schlaraffenländern, welche seiner warteten, während eine große Anzahl Sclaven das Zelt mit überraschender Schnelligkeit abbrachen, zusammenpackten nnd auf Kameele luden, auf denen es herbeigeschafft worden war.

Ein Herold oder Marschall war inzwischen bemüht, den Zug zu ordnen. Voran ritt eine

Bande Musiker, welche seltsam geformte Blasinstrumente trugen; dann kam eine große Anzahl herrlich gekleideter Sklaven und Diener; hierauf folgte ein Theil derjenigen Herren, welche Peter schon im Zelt bemerkt hatte; unmittelbar darauf kamen sechszehn Sclaven, welche einen herrlichen Baldachin von blau und gelber Seide auf vergoldeten Stangen trugen. Man brachte nun einen köstlichen Mantel von weißer Seide herbei, auf welchen goldne und carmoisinrothe Esel gestickt waren und hing dieses strahlende Gewand Petern um. Zugleich wurde ihm eine jener seltsamen Mützen überreicht, wie sie sämmtliche Schlaraffenländer trugen, während auch Rebröck sich auf gleiche Weise kleidete. Peters Kalmuck ward ebenso kostümirt und zu der Zahl der Reitknechte gewiesen, unter denen er sich äußerst stattlich hervorhob, da er ein hübscher, schlankgewachsener Bursche war. Er trug einen dicken langen Knebelbart, der, wie zwei große Stacheln, zu beiden Seiten seines Gesichts hinaus starrte.

Peter warf einen prüfenden Blick nun auf sich selbst und war aufs äußerste über die Thiere erstaunt, die man auf seinen Mantel gestickt hatte. Mit erhitztem, vor Verlegenheit glühendem Gesicht zeigte er auf die Eselein, die so stattlich auf der weißen Seide in Gold und glühendrother Farbe

prangten. Rebröck lachte und winkte ihm ermuthigend zu.

In diesem Augenblick begannen die Musiker, einen fröhlichen Marsch zu blasen und der ganze Zug setzte sich in Bewegung. Peter wurde von zweien der ältesten Herren in die Mitte genommen und unter den Baldachin begleitet, den die Sclaven über seinem Haupt empor hielten. Mit dieser Förmlichkeit begann die Reise nach der Hauptstadt.

Peter kam lange nicht zur Besinnung; der Mantel mit den fatalen Thieren, dem Zeichen der Dummheit und Trägheit, machte ihm viele Angst und Sorge. Er glaubte sich dadurch dem Gelächter der Menge ausgesetzt, welche zu beiden Seiten des Weges stand und die Luft mit ihrem Jubelgeschrei erfüllte. Er wurde dadurch so verlegen, daß er keine Sylbe von allem vernahm, wodurch ihn seine Begleiter zu unterhalten suchten. Unfähig, ihnen etwas passendes zu antworten, erwiederte er ihre Bemerkungen, je nachdem es ihm räthlich schien, durch ein ernsthaftes Kopfnicken, oder Achselzucken. Mochte es nun sein, daß er zufällig bejahte, wo sie es wünschten, oder durch Gebehrden einen Zweifel an dem ausdrückte, was sie sagten; genug — die beiden alten Herren nickten sich gegenseitig äußerst zufrieden zu und ihre Blicke verriethen eine steigende Achtung, welche

ihnen Peter durch seinen Verstand und durch diese so würdevolle Schweigsamkeit einflößte.

Der Zug gelangte nun an einen Abhang, von dem man eine weite unabsehbare Fläche voll grünender Wälder, üppiger Fluren und Wiesen übersehen konnte. Zur Seite stürzte über bemooste Felsen ein heller Bach herab, eilte zwischen Blumen, Gesträuchen und Bäumen dahin und schlängelte sich, so weit das Auge reichte, durch ein herrliches Thal. Links begrenzte ein majestätisches Gebirge, dessen Fuß mit ungeheuern Forsten bedeckt war den Horizont, während die hohen, weißglänzenden Gipfel sich starr und jäh in die blaue Luft erhoben. Unter dem Schatten herrlicher hoher Palmen und vieler anderer schöner Bäume, die Peter seither nur unvollkommen in seinen Bilderbüchern gesehen hatte, standen die freundlichen Hütten der Schlaraffenländer. Die Bewohner eilten aus denselben heran an den Weg, auf welchem der Zug sich langsam fortbewegte und vereinigten ihre Stimmen mit dem Jubelruf des übrigen Volkes. Peter staunte die Gebirge an; besonders erregte der weißglänzende Schnee auf den höchsten Gipfeln der einzelnen Berge seine Aufmerksamkeit. Bald raubte eine majestätische Waldung, in welche der Zug einlenkte, die Aussicht in die Ferne. Die einzelnen Bäume wimmelten von lustigen Knaben, welche an

denselben empor geklettert waren, um den Zug besser sehen zu können, während die Erwachsenen unten die Räume des schönen Waldes erfüllten und das Echo braußend ihr Geschrei zurückwarf.

Bald war der hohe Forst durchritten und nun erreichte man das freie Feld, wo sich Dorf an Dorf, Stadt an Stadt, reihten. In tiefer Ferne glänzten goldne Thürme in der Abendsonne; es war ein herrlicher, unbeschreiblich prächtiger Anblick. Peter konnte sich nicht enthalten, die Herren zu befragen, was das für eine prächtige Stadt sei, die dort so gar schön strahlte und funkelte? Er erfuhr, daß es die Haupt- und Residenzstadt des Schlaraffenlandes sei und daß sie Tulihafe heiße.

„Wie nennt sich der König oder der Kaiser, der dort wohnt?“ fragte Peter neugierig.

Die beiden Herren beeilten sich, ihm zu antworten, indem sie sich ehrfurchtsvoll verneigten. Aber gerade jetzt erhob das Volk einem lauten Jubelruf, zugleich fiel die Musik mit einem so rauschenden Marsch ein, daß die Stimmen der alten Herren, so sehr sie sich auch anstrengten, sich unvernehmbar im Tumult verloren. Peter erfuhr also wieder nichts und antwortete durch ein so ernsthaftes Kopfnicken, daß seine Begleiter darüber in Entzücken geriethen.

Jemehr sich der Zug der Stadt näherte, um so größer wurden die Menschenmassen, und um so tobender das Geschrei und der Jubelruf der Menge.

Jetzt zeigten sich in der Ferne zu beiden Seiten des Weges zwei hohe Pyramiden, deren Spitzen eine mächtige über den Weg hängende Kette von Blumen trugen. Peter war nicht sobald diesen Gebäuden näher gekommen, als er bemerkte, daß sie ganz aus lauter herrlichen Blumen von den brennendsten Farben zusammengesetzt waren. Zugleich sah er auf beiden Spitzsäulen große auf das kunstreichste aus gelben Blüthen zusammengesetzte P. Erstaunt kehrte er sich nach Rebröck um, und zeigte mit der Hand nach den Buchstaben.

Rebröck nickte lachend und winkte zufrieden. Petern begann jetzt ein Gedanke sehr zu beunruhigen. Er meinte, all diese Pracht, diese Herrlichkeit sei vom König oder den gesammten Unterthanen zum Empfang eines sehr geehrten Fremden vorbereitet worden. Man halte ihn irrig für den Erwarteten, werde endlich mit Staunen den begangenen Irrthum gewahr werden und ihn, der anmaßlich diese Ehre angenommen habe, dafür empfindlich strafen. Die Furcht vor dem Augenblick der Entdeckung peinigte Petern so sehr, daß er einige Thränen vergoß und stumm vor Angst durch die freudig jubelnden Volksmassen dahinritt.

Die Schlaraffenländer hatten nicht sobald die Veränderung bemerkt, welche auf Peters Gesicht vorgegangen war, als sie seine Thränen der Rührung und Freude über den festlichen Empfang zuschrieben. Das ganze Volk gerieth darüber in das größte Entzücken und man verdoppelte seine Anstrengungen, um dem Ankommenden seine Liebe und Verehrung zu beweisen.

Endlich war die Vorstadt erreicht. Hier an der Gränze des Gebietes der Residenz wartete eine Gesandtschaft, um dem Ankommenden die Schlüssel der Stadt auf einem goldenen Kissen zu überreichen. Peter, der schon gehört hatte, daß man diese Ehre nur einem König zu erweisen pflege, gerieth in Todesangst und sah' nach seinem Rebröck. Dieser Helfer in aller Verlegenheit hatte ihn jedoch nicht verlassen. Er war bereits in seiner Nähe und flüsterte:

„Nimm die Schlüssel und übergib sie schweigen dem neben dir reitenden Herrn; dann neige dich freundlich und gib durch eine Bewegung der Hand zu erkennen, daß du deinen Weg fortzusetzen wünschest.“

Peter wollte sich weigern, aber der Kobold hatte sich bereits zurückgezogen. Was war zu thun? Er hatte sich schon hinlänglich an all' das Gepränge gewöhnt, und wählte das Klügste, was er thun

konnte. Er befolgte also Rebröcks Anweisung mit ziemlichem Anstand, während die Schlaraffenländer alles auf das genaueste beobachteten, was er that. Als sie seine Freundlichkeit bemerkten, mit welcher er die Abgeordneten empfing und ihre Erfurchtsbezeugung annahm, brach alles in einen donnernden Beifallsruf aus.

Der Zug wurde nun fortgesetzt. Mit Musik und unter dem Geläute aller Glocken und dem Jauchzen der Menschenmassen bewegte er sich durch lange Strassen voll herrlicher, aber fremdartig gebauter Häuser. Endlich erreichte man einen Platz, dessen eine Seite ganz von einem überaus herrlich und prachtvoll gebaueten Schlosse eingenommen wurde. Die Schönheit dieses Gebäudes, sowie überhaupt die des weiten großen Platzes, den lauter herrliche Häuser umgaben, versetzte Petern in Entzücken. Wir versuchen es, unsern Lesern einen Begriff davon zu geben.

In der Mitte der Fronte des Pallastes erhoben sich zwei ungeheuere Säulen von dem allerschönsten weißen Marmor, hoch, wie unsere höchsten Kirchenthürme, mit vergoldetem Kapital und vergoldeten Füßen. Jede dieser prächtigen Säulen trug ein mächtiges vergoldetes Standbild. Zwischen diesen beiden weit von einanderstehenden Säulen war der schönste Theil des Gebäudes. Er hatte

drei mächtige Thore von Elfenbein, welche mit Gold auf das Künstlichste zusammengefügt waren. Ueber diesen drei Thoren befanden sich eben so viele Fenster von derselben Größe, welche man geöffnet hatte, so daß man durch sie in einen prachtvollen Saal zu sehen vermochte, in welchem alles von Gold nur so funkelte. An den Fenstern standen eine Menge seltsam, aber prachtvoll gekleidete vornehme Damen, welche Peters Einzug von hier aus betrachteten. Das Schloß breitete sich rechts und links von den Säulen aus und bildete so zu beiden Seiten des Mittelgebäudes zwei Flügel, die mit derselben Pracht, wie das letztere, aufgeführt waren. Die hohen Bogenfenster, das schön verzierte Gesimse, die Bildsäulen und Bildhauerarbeiten, welche überall verschwenderisch und zierlich zugleich angebracht waren, machten das schönste, geschmackvollste Ganze aus, welches sich nur denken läßt. Der weiße Marmor, aus welchem kostbaren Material das ganze Schloß erbaut war, blitzte wie ein Spiegel, so blank hatten ihn die Bauleute polirt.

Peter kam nach und nach den Thoren des Pallastes näher. Hier wimmelte alles von prächtig gekleideten Dienern. Peter war auf das Höchste entzückt über alles, was er sah und ritt nun durch das mittlere Thor in das Residenzschloß ein. Stau-

nend bemerkte er, daß man dieses blos für ihn geöffnet hatte und daß die Nachfolgenden die beiden Seitenthore wählten. Das große Thor, durch welches Peter in den Pallast gelangt war, wurde unmittelbar nachher wieder geschlossen.

Da Niemand, als die vornehmen Herren, und ihre Diener Petern in das Innere des Pallastes folgte, die Musik aber außen auf dem Platze stehen blieb, so herrschte plötzlich eine sehr angenehme Ruhe, welche es Petern möglich machte, sich nach den Anstrengungen der Reise und dem Toben der Menge einigermassen wieder zu sammeln. Reichgekleidete Diener nahten jetzt, um ihm beim Absteigen behilflich zu sein. Allein Rebröck und der treue Kalmuck standen schon bereit, um Petern beizustehen und wiesen die Dienstfertigen zurück. Rebröck benützte den günstigen Augenblick, um Petern noch mehrere Anweisungen zu geben und ihm zu sagen, daß er nur getrost alles thun möchte, was die alten Herren von ihm verlangen würden. Zuletzt sollte er sie bitten, ihn für heute allein zu lassen, damit er sich durch Ruhe von den Anstrengungen der Reise zu erholen vermöchte.

Er hatte kaum geendet, als auch schon die inzwischen abgestiegenen Herren nahten, um Petern ihre Glückwünsche zu seiner Ankunft darzubringen und ihn einzuladen, sich in die für ihn in Bereit-

schaft gesetzten Gemächer zu begeben. Hier angelangt, wurde Peter von den vornehmen Damen begrüßt, und erwiederte ihre Komplimente so freundlich, als er nur vermochte, worüber die guten Schlaraffenländer entzückt zu sein schienen. Da aber auf dem Platze der Jubelruf des Volkes unaufhörlich fortdauerte, so wurde Peter gebeten, sich am Fenster des Saales noch einmal dem Volke zu zeigen. Schon war die Sonne untergegangen. Der Himmel war prächtig roth gefärbt und die ganze Stadt, der große mit einer unzählbaren Menge erfüllte Platz, begann schon durch die Schatten der Nacht umdüstert zu werden, als Peter, das Begehren der Schlaraffenländer erfüllend, allein in das Fenster trat. Nachdem er hier durch ein freundliches Lächeln und durch einen Wink mit der Hand gegrüßt hatte, erhob sich noch einmal das tobende Jubelgeschrei der erfreuten Menschenmasse, die sich hierauf still und langsam zerstreute, um nach den Wohnungen zurückzukehren.

Peter trat nun zu den alten Herren, die heute so viel Mühe mit ihm gehabt hatten. Er sprach mit fester Stimme:

»Meine Herren, ich bin Ihnen sehr dankbar für die gütige Gesinnung, welche sie mir heute gezeigt haben, so wie für alle Ehre, welche mir erwiesen wurde. Ich bin sehr erstaunt über alles

was ich heute gesehen und erlebt habe, daß es wirklich nöthig ist, einige Zeit darauf zu verwenden, mich von all' den mächtigen Eindrücken zu erholen. Ich bitte Sie deshalb, mich jetzt zu verlassen und mir Ruhe zu gönnen, welche wir alle nach den Anstrengungen der Reise höchst nöthig bedürfen.

Mit größter Bereitwilligkeit empfahlen sich alle Anwesenden; nur der älteste Herr blieb noch und stellte Petern den Hausmeister vor, indem er ihm versicherte daß er auf dessen erprobte Treue fest bauen dürfe. Peter entließ aber auch diesen, nachdem er von ihm nach dem Schlafzimmer geführt worden war. Der Hausmeister kreuzte die Arme über der Brust und ging nebst Rebröck und dem Kalmuck hinaus, um diesen beiden das Abendessen zu übergeben.

Peter war nun allein und warf sich in einen der goldnen Sessel, um über alles Wunderbare, was er bis jetzt erlebt hatte, nachzudenken.

Sechstes Kapitel.

Peter saß in seinem prachtvollen Sessel allein in dem herrlichen Schlafgemach; er lehnte sich einen Augenblick erschöpft zurück, um sich etwas zu erholen, denn in seinem Kopf rauschte und polterte es, wie in einer Mühle, wo zehn Gänge zugleich arbeiten und das, was er heute erlebt und gesehen hatte, war so wunderbar und unbegreiflich, daß er im eigentlichen Sinn des Wortes bisher vor lauter Staunen noch nicht zu sich selbst gekommen war.

So saß Peter etwa eine Viertelstunde in dem weichen Lehnsessel. Sein Blut kam nun zur Ruhe und er vermochte mit Besonnenheit über seine Lage nachzudenken. Er öffnete also seine Augen und übersah das reichgeschmückte Zimmer, in welchem er sich befand.

In so weit es die angenehme Dämmerung gestattete, welche das herrliche Licht einer mit weißem Milchglas bedeckten goldenen Lampe verbreitete, sah' er sich mitten in einem prächtigen reich ausgeschmückten Zimmer, dessen Decke mit allerlei Figuren in erhabener Arbeit geziert, mit Gold und lasurblauer Farbe reich gemalt, überdieß mit großen Vasen von gediegenem Golde und mit prachtvoll durchwirkten seidenen Vorhängen geschmückt war. In der Mitte stand auf einer Er-

höhung, zu welcher mehrere Treppen empor führten, ein überaus kostbares Bett. Das Leintuch und Kopfkissen war mit weißem Atlas überzogen oder vielmehr daraus verfertigt; die Decke dagegen war von Goldbrokat mit rothem Grunde und reich mit Perlen und Diamanten besetzt. Ueber dem Bette hing ein aus massivem Gold gearbeiteter Adler, der seine Schwingen ausbreitete. In den Krallen trug derselbe einen großen Ring und durch diesen war ein kostbarer Vorhang von purpurrothem Sammt geschlungen, welcher, so bald man ihn zuzog, in reichen Falten das ganze Bett verhüllte. Peter saß an einem Tisch, dessen Füße sitzende Löwen vorstellten, welche die marmorne Platte auf ihren Köpfen trugen. Eine auf dem Tisch stehende Glocke war aus einem einzigen Stück des allerreinsten Bergkrystalls geschnitten und zwar mit der vollendetsten Kunst. Peter staunte über diese herrliche Arbeit und ergriff die Glocke, um sie näher zu betrachten. Er hatte nie etwas Aehnliches gesehen; die Schönheit des Stückes überraschte ihn. Bisher hatte er nur das Größte und Auffallendste eines Blickes würdigen können. Jetzt hatte er Zeit, die einzelnen Theile seiner Umgebungen näher zu betrachten und das, was er sah, vermehrte seine Bewunderung bis zum höchsten Grade. „Himmel," rief er, „träume ich, oder

bin ich wach? ist das alles, was ich wahrnehme, Wirklichkeit, oder sind die wunderbaren Dinge und Ereignisse, welche ich heute gesehen und erlebt habe, nur Fantasien oder Fiebergebilde? Hier bin ich“ fuhr er fort; „ich sehe dieses prachtvolle Gemach, diese kunstreichen Geräthschaften, dieses kostbare Bette, diesen herrlichen Teppig, der den Fußboden verbirgt. Ist denn das alles wirklich?“

„Man sagt, daß Träumende durch Schmerz erweckt werden müssen! Ich will meinen Finger über diese Lampe halten, dann wache ich gewiß auf“ — rief Peter.

Er näherte nun seinen Zeigefinger der Flamme, zog ihn aber eiligst wieder zurück . . . „Ich bin wach, so wahr ich lebe, wach!“ — rief er, sich den Finger reibend. „Wahrhaftig das ist sehr seltsam und wunderbar!

Und doch: es kann nicht sein! Ich bin ja der arme Peter Glückfeld, des Kaufmanns Glückfeld zu M. zweitältester Sohn. Ich habe heute meine Aufgaben nicht angefertigt und bin dafür in den Karzer gesteckt worden. Von dort . . . ja von dort kam ich mit Rebröck hierher — aber wie denn?“ rief er laut, indem er den Tisch, das Bette, den Teppig, die Lampe und die andern in seiner Nähe befindlichen Gegenstände berührte.

Ha, ha, ha, lachte Peter — ich bin im Schlaraffenland! Toller Gedanke! und man hat mir mehr Ehre angethan, als wäre ich der König oder der Kaiser. Ja, so ist's," schrie er laut, „ich bin der Kaiser . . ."

Peter erschrack, denn durch die offene Thüre tönte es hohlklingend:

— der Kaiser —

„Was war das? bin ich nicht allein?" lispelte Peter ängstlich. Alles blieb stille; nur das Picken der Uhren erklang.

Peter erkannte nun die Täuschung: „Es ist das Echo, das in den Zimmern rufet," sprach er sich selbst beschwichtigend; Gespenster gibts ja nicht. Ich will aber doch das Zimmer schließen."

Mit diesen Worten schritt er auf die offne Thüre zu. Der Glanz einer Menge strahlender Lampen, welche die lange Zimmerreihe erhellten, entzückte ihn. „Wie schön, wie prächtig. Welch herrliche Säle; welches Licht! Wahrlich, wenn das nur ein Traum ist, so ist es der wunderbarste; den ein Mensch nur träumen kann."

Mit diesen Worten schloß er das Zimmer und ging zurück. Es fiel ihm nun ein, den Vorhang vom Fenster wegzuziehen. Ueberrascht erkannte er den herrlichen Platz und die prachtvollen Gebäude, welche denselben bildeten. Aus allen

Fenstern strahlte das glänzendste Licht — es war ein wundervoller Anblick. Peter schüttelte den Kopf und ging wieder zu seinem Lehnstuhl, in welchem er sich nachdenklich niederließ.

„O Himmel," rief er wehmüthig und ängstlich, „was wird das für ein Ende nehmen!"

In diesem Augenblicke trat ein Diener ein und brachte mancherlei prachtvolles Tafelgeräth, welches er auf dem Tische still und rasch ausbreitete und in Ordnung legte. Hierauf kreuzte er die Arme, neigte sich ehrfurchtsvoll vor Peter, der ihm still zugesehen hatte und wollte das Zimmer verlassen.

„Halt, Freund!" rief Peter, „ein Wort; komm einmal hierher."

Gehorsam schritt der Diener zu Peter und blieb erwartungsvoll vor ihm stehen.

„Sage mir, Freund, wo ich bin?" fragte dieser.

„Hoher Herr, Ihr seid in Eurem Palast, im Schlafgemach" — antwortete der Bursche lächelnd, als ob er glaubte, daß Peter ihn zum Scherz nach einer Sache gefragt habe, die sich von selbst verstehe und gar nicht bezweifelt werden könne.

„Hoher Herr? — Palast? — Schlafgemach?" — wiederholte Peter verplüfft. „Und wer bin ich denn dann, Mensch?" rief er ungeduldig.

»Unser gnädiger, hochgebietender Herr!« entgegnete der arme Bursche erschreckt, weil er glaubte, Petern beleidigt zu haben.

»Was nicht gar?« rief Peter lachend, »ich weiß wohl, wer ich bin. Du aber packe dich, ich sehe, du willst mir etwas aufbinden.«

Der Diener verneigte sich und verließ rasch das Zimmer.

»Hilf Himmel,« rief Peter, »jetzt wird es ärger! Halb bin ich schon der Kaiser; ich ein hoher, hochgebietender, gnädiger Herr! Welcher Unsinn! Doch stille, da kommt wieder einer!

Die Thüre öffnete sich und der Kellermeister trat ein; ihm folgte einer seiner Gehilfen, welcher ein goldnes Gefäß voll frischen Wassers trug, in dem ein paar dicke, enghälsige Flaschen standen.

»Wer seid Ihr?« fragte Peter den Mann, während der Diener das Gefäß auf ein Ecktischchen stellte.

»Gnädiger Herr, ich habe die Ehre, Euer unterthänigster Diener, der Kellermeister, zu sein und dieser ist einer meiner Untergebenen!«

Peter erstaunte; er faßte den Mann scharf ins Gesicht und sprach im ernsthaftesten Tone: »Ihr scheint mir ein wackerer ehrlicher Mann zu sein!«

„Man würde mir sonst den Posten, den ich hier bekleide, nicht anvertraut haben, hoher Herr“ — erwiederte der Kellermeister erröthend vor Verlegenheit.

„Nun wohl,“ sagte Peter, „so werdet Ihr auch zu keiner Betrügerei, noch zu einem, eurem Alter unwürdigen Scherze, die Hand bieten?“

„Gewiß nicht!“ entgegnete der Mann treuherzig.

„Das habe ich erwartet, ich glaube Euch. Seid also jetzt aufrichtig und sagt mir: Wer ist der, den Ihr „Gnädiger Herr“ anredet? Ihr müßt Euch mit mir keinen Scherz erlauben.“

Der Kellermeister erschrack sichtbar. „Verhüte Gott, daß ich so etwas wagte! Ihr seid wirklich mein gnädigster Herr und ich bin Euer unterthänigster Knecht.“

„Ihr seid ein Narr!“ — schrie Peter wild, „und jetzt macht, daß Ihr hinaus kommt.“

Der Kellermeister rannte eiligst und höchst bestürzt über Peters Zorn, dessen Ursache er nicht zu errathen vermochte, mit seinem Untergebenen aus dem Zimmer.

„Jetzt wirds mir zu toll,“ murrte Peter grimmig, indem er voll Wuth und Bosheit im Zimmer umher lief. „Ich will aber jetzt wissen, ob man

sich über mich lustig macht, oder nicht! Ha, da kommt wieder einer,« rief er, sich der Thüre nähernd.

Diese öffnend, trat ein artiger Page ein, welcher auf einem goldenen Teller einen überaus herrlichen, von Juwelen strahlenden Pokal brachte. Der schöne kleine Bursche neigte sich zierlich vor unserm ergrimmten Peter und setzte das kostbare Gefäß auf den Tisch. Dann machte er seine Verbeugung und hüpfte auf die Thüre zu, um das Zimmer zu verlassen.

»Langsam, langsam, junger Herr,« murrte Peter, dem das flinke Wesen des Pagen nicht behagte; »da komm Er her zu mir.«

»Zu Befehl, gnädiger Herr,« — schwatzte der freundliche Knabe.

»Sag mir, Du, wer bin ich?« fragte Peter mit majestätischem Stirnrunzeln.

»Mein allergnädigster Herr und Gebieter.«

»Du bist ein kleiner Lügner, du Gelbschnabel; da tritt näher her, so; jetzt sag' mir sogleich: wer ich bin? he?«

»Ihr seid doch wahrlich unser allergnädigster Herr,« sagte der Knabe ziemlich erschreckt.

»Was? du Taugenichts! willst du mir auch etwas aufbinden? Gleich sag die Wahrheit: Wer bin ich?«

Der hübsche Knabe begann vor Angst zu weinen . . .

„Wer bin ich?“ schrie Peter wüthend; „willst du mir gleich die Wahrheit sagen, du milchgesichtiger Spaddelbein? . . .“

„O, verehrter, gnädiger“ . . .

„Du Schlingel, wart', mit dir werd' ich fertig!“ rief Peter und begann sogleich, den armen Jungen tüchtig abzuwalken. Dieser wagte es nicht, sich zu wehren, sondern schrie aus Leibeskräften. In einem Augenblick war nun das Zimmer voll Sclaven und Dienern, die besorgt herbeieilten, als sie den Lärm vernahmen. Auch Rebröck und der Kalmuck drängten sich durch das Gewühl der in höchster Verwirrung durcheinander schreienden Domestiken.

„Peter, was machst du?“ flüsterte Rebröck, während er den Knaben befreiete, den dieser noch immer gepackt hielt und nur wiederstrebend losließ. „Kann man dich denn nicht auf einen Augenblick verlassen, ohne fürchten zu müssen, daß du dumme Streiche begehst?“

„Hinaus mit Euch allen,“ befahl er dann den erstaunten Dienern, „der Herr ist erzürnt über einige von Euch; morgen soll ihnen ihre Strafe werden. Saget dem Speisemeister, daß er das Essen hierher bringe!“

Rebröck war bald mit Peter allein. »Um alles in der Welt, Peter, was hast du gethan? weshalb schlugst du den armen Pagen?«

»Weil er, so wie alle anderen, mich zum Besten haben wollte!«

»Wie, Peter, hat man sich so etwas erlaubt? das ist mir fast unglaublich! Was thaten sie dir?

»Sie nannten mich gnädiger Herr, hochgebietender Herr, bückten und nickten und trieben so lange dummes Zeug, bis ich in Wuth gerieth.«

»Wie Peter, darüber also geriethest du in Zorn?« fragte Rebröck, indem er vor Lachen zu bersten schien. »Also wenn die Leute höflich gegen dich sind, so prügelst du sie dafür? Nun, das muß ich sagen!«

Mit diesen Worten begann der Zwerg, lachend umher zu hüpfen und zu tanzen.

»Aber Rebröck, bedenke, daß ich das alles nicht bin, was sie mich heißen. Wie in aller Welt soll ich ein gnädiger Herr, hochgebietender Herr geworden sein; es ist ja zum tollwerden!«

»Und dennoch bist du das alles, ja du sollst noch mehr werden!« sprach der Kobold mit schelkmischem Lächeln.

»Willst du mich verrückt machen, Rebröck,« rief Peter abermals ärgerlich.

„Behüte, Peter, das ist durchaus meine Absicht nicht!“ versicherte ihm der Kobold.

„Rebröck, du weißt so gut, als ich, wer ich bin, bist du denn auch von diesem Taumel angesteckt? Erinnere dich nur daran, wie du mich fandest; und wo?

„Ich weiß sehr genau, was du warst, und weiß auch, was du jetzt bist und noch werden kannst, wenn du schön befolgst, was ich dir rathe;“ sprach der Kobold lächelnd.

„Nun wohl, was soll denn aus mir werden?“

„Genug, Peter!“ sprach Rebröck ernst. „Erwarte ruhig, was die Zukunft bringt; es ist keinem Sterblichen vergönnt, ihren dunkeln Schleier zu lüften. Laß indeß die Leute, welche dich hier umgeben und so achtungsvoll behandeln, in Ruhe. Die armen Burschen wissen nicht, wodurch sie dir Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben haben, sondern thaten ihre Pflicht gewissenhaft. Sei von jetzt an friedlich und gütig gegen sie und meide dergleichen Scandal, sonst wird man dich bald für einen Narren erklären . . .“

Der Speisemeister trat jetzt ein und brachte ein ausgesuchtes Abendessen. Als er es auf dem Tische geordnet hatte, verließ er das Zimmer und Peter begann zu schmausen. Rebröck legte ihm vor und schenkte ihm ein Gläschen Wein nach dem

andern ein. Peter war durch seinen Kobold ziemlich getröstet, ließ sich alles herrlich schmecken und ging sodann zu Bette. Die kostbaren weichen Kissen umschlossen seine müden Glieder und er genoß nach so harter Anstrengung der süßesten Ruhe. Sein treuer Rebröck schlief auf dem Teppig an der Schwelle des Zimmers.

Siebentes Kapitel.

Peter erwachte gerade zur rechten Zeit, um das Eintreten einer Menge vornehmer Schlaraffenländer, denen Rebröck die Thüre öffnete, gewahr zu werden. Erfüllt von dem Gedanken, daß das seltsame Ereigniß, in Folge dessen er in seiner jetzigen vornehmen und hohen Stellung sich befand, auf einer Täuschung oder einem Irrthum beruhe, oder daß man sich trotz der bestimmtesten Versicherung des Kobolds, einen Scherz mit ihm mache, beschloß er, sich schlafend zu stellen. Er hielt demnach seine Augen geschlossen, athmete ruhig, wie einer, dem sein Schläfchen so recht gut schmeckt, und täuschte dadurch sogar den scharfsichtigen Rebröck. Die vornehmen Herren traten leise ein und ließen sich einstweilen auf die im Zimmer befindlichen Stühle nieder, um so das Erwachen unseres Freundes Peter abzuwarten.

Bald ließen sich die Schlaraffenländer mit Rebröck in ein Gespräch ein. Peter lauschte und es entging ihm kein Wort.

„Freund," sprach einer der alten Herren zu dem Kobold, welcher inzwischen dienstfertig hin- und herging, „sage mir, wie heißest du?"

„Rebröck, mein lieber Herr."

„Und in welcher Eigenschaft dienest du bei dem Prinzen?"

„Wenn Ihr damit Petern meint, welcher hier schläft, so wisset, daß ich sein Kammer- oder Leibdiener bin," entgegnete der Kobold.

„Allerdings, mein Freund, wen sollte ich sonst meinen, als unsern gnädigen Herrn, den Prinzen, über den alles Glück komme, wie kannst du fragen?"

Rebröck verneigte sich schweigend und es entstand eine ziemlich lange Pause. Endlich lispelte einer der Schlaraffenländer:

„Wir haben das Glück, einen sehr weisen und besonnenen Herrn zu bekommen; sein Benehmen bei dem Einzug hat mich sehr befriedigt."

„Es hat meine Bewunderung erregt," setzte ein Anderer hinzu.

„Wie würdevoll ritt der junge Herr neben dem Großwessir, meinem hochverehrten Freunde" lispelte einer der Dicksten, sich gegen den Genannten verneigend, welcher die Artigkeit mit wohlge-

fälligem Lächeln und beistimmendem Kopfnicken erwiederte.

„Wie still und gemessen zog er durch die Massen des jubelnden Volkes," rief ein Anderer.

„Mit welcher Anmuth und Freundlichkeit beantwortete er unsere Fragen."

„Wie gerührt war er über den festlichen Empfang!"

„Wie gütig zeigte er sich gegen uns, als er uns entließ."

„Er ist jetzt schon der Liebling aller Schlaraffenländer, die sich unter seinem Scepter ein ruhiges und zufriedenes Leben versprechen dürfen."

So fand jeder etwas an Peter zu loben und dieser fühlte sich durch die Bemerkungen der Schlaraffenländer höchst geschmeichelt. Die alten Herren überließen sich nun geduldig ihren Betrachtungen und es herrschte wieder die tiefste Stille im Zimmer, welche nur durch Peters ruhige Athemzüge unterbrochen wurde. Indeß näherte sich die Sonne dem Horizont und das Zimmer begann sich zu erhellen. Einer der Herrn machte nun die Bemerkung, daß es sehr wünschenswerth wäre, wenn Peter jetzt erwachte.

„Pflegt Herr Peter immer so gesund und anhaltend zu schlafen?" fragte einer der ältesten

Herren den Kobold, welcher schweigend an dem Bette stand.

„Lieber Herr,“ entgegnete Rebröck lächelnd, „ich erinnere mich nicht leicht eines Menschen, der es ihm darin gleich gethan hätte.“

„Was Ihr sagt?“ erwiederte der Schlaraffenländer, „das ist ja eine neue Tugend, welche wir an ihm gewahr werden!“

Peter, dem die letzten Worte einen scharfen Spott zu enthalten schienen, ärgerte sich darüber nicht wenig und beschloß, nun die Herren erst recht lange warten zu lassen.

„Es ist sehr gut, daß unser neuer Herr diese lobenswerthe Eigenschaft besitzt,“ sprach der Großwesir etwas ungeduldig. „Doch wünschte ich heute ausnahmsweise sehr, daß er erwachte, damit die Feierlichkeiten ungestört ihren Gang gehen könnten.“

„Da könnt ihr lange warten,“ dachte Peter, mir eilt es nicht so sehr.“

„Wie benimmt er sich gegen dich, Freund?“ fragte einer der Herren den Kobold.

„In welcher Hinsicht, lieber Herr?“ fragte Rebröck.

„Ueberhaupt; in aller Beziehung — besonders dann, wenn du dir erlaubst, ihn auf etwas aufmerksam zu machen?

»Ich wüßte keine Ursache zur Klage; er ist sehr gutmüthig — nur etwas rasch und hitzig.«

»Meinst du, daß er es übel nehmen würde, wenn du ihn erwecktest?«

»Das wollte ich nicht wagen,« sprach Rebröck leise, in diesem Punkte ist er etwas — etwas . . .

»delikat — willst du sagen,« bemerkte der alte Herr lächelnd. »Aber sieh nur, er schläft ganz leise, eine kleine Berührung der Hand müßte ihn erwecken.«

Peter war fest entschlossen, noch nicht aufzuwachen. Als er das Letzte vernahm, schnarchte er, wie ein Löwe, so daß alle Anwesenden zusammenfuhren.

»Hilf Himmel, rief derjenige, welcher zuletzt gesprochen hatte, welch' eine kraftvolle Lunge.«

Hierauf erhob sich ein allgemeines Flüstern. Rebröck war jedoch nicht so leicht zu täuschen. Peters letzte Kraftäußerung hatte ihn überzeugt, daß er wachte. Er nahte sich der Thüre, winkte dem Speisemeister, welcher hier längst seines Befehls harrte und trug ihm auf, das Frühstück zu bringen. Dieser eilte fort und ließ dasselbe in das Schlafzimmer stellen. Der süße, gewürzhafte Duft der Vanillechokolade verbreitete sich und erreichte Peters Nase. Dieser Lockung konnte der Schelm nicht wiederstehen; er schnaubte lüstern,

öffnete die Augen und richtete sich empor. In demselben Augenblick erschallte das Zimmer von dem Morgengruß der Anwesenden. Rebröck lächelte höchst vergnügt über das Gelingen seiner List.

Der Großwessir — derselbe vornehme Herr, welcher gestern schon das Wort geführt hatte — nahte sich nun dem Bette. Peter erkannte ihn sogleich; er sah, wie der alte Herr nach Landessitte die Arme über der Brust kreuzte:

»Hoher Herr, sprach der Beamte, möchtet Ihr tausend Glück und Segen haben; es ist Zeit aufzustehen, denn die Morgenröthe zeigt sich schon.«

Obwohl Peter hinlänglich vorbereitet war, so überraschten ihn diese Worte dennoch erstaunlich. Er sah sich um; in so weit es die Dämmerung gestattete, erkannte er wieder das große, prächtige, reichausgestattete Zimmer. Er fand sich in einem Kreise ehrwürdiger, alter Herren, welche sämmtlich in einer höchst demüthigen Stellung dastanden. Als er seine Augen auf die Bettdecke warf, bemerkte er, daß sie von Juwelen und Gold funkelte. Neben dem Bette gewahrte er ein Kleid von karmoisinrother Seide, das überreich mit Gold gestickt und mit den allerkostbarsten Brillanten besetzt war. Daneben lag auf einem Kissen eine Mütze, derjenigen ähnlich, welche er gestern getragen hatte, nur noch viel prächtiger, denn um dieselbe schlang

sich ein Kranz von grünen Lorbeerblättern von denen jedes einzelne äusserst künstlich aus einem einzigen Smaragd gefertigt war. Bei diesen schönen Sachen gerieth Peter in unbeschreibliche Verwirrung; er dachte abermals zu träumen und dennoch erschien ihm dieser Traum so wahrscheinlich, daß er sehnlichst wünschte, es möchte keiner sein. „Gut," sagte er bei sich selbst, „so bin ich also wirklich ein Prinz, wie seltsam und wunderbar!"

Mit diesen Gedanken schloß er wieder die Augen, um einzuschlafen. Der Großwessir bemerkte es und sprach:

„Mein hoher Herr, möchtet Ihr nicht wieder einschlafen; es ist Zeit, aufzustehen, wir verfehlen sonst den Augenblick, nach welchem Euer Volk sich so sehr sehnet und der uns das Glück ganz verschafft, Euch unsern verehrten Herrn und Kaiser nennen zu können."

„Was sagt Ihr da?" rief Peter, indem er sich erstaunt erhob.

„Ich sage, Ihr mögtet die Gnade haben, jetzt aufzustehen, denn heute muß nach den Gesetzen des Reichs Eure Krönung vollzogen werden."

Mit einem Worte waren nun alle Zweifel zerstreut und Peter wußte, woran er war. Halb staunend, halb vor Entzücken und Freude besinnungs-

los, starrte er den Großwesir an. So verflossen in tiefem Schweigen mehrere Minuten. Peter dachte nach; er konnte die Größe dieses Glücks nicht fassen, er sann nur darüber, wie wunderbar und unbegreiflich sich alles gefügt hatte. »Ha, dachte er, so ist es also dennoch wahr, ich werde ein Kaiser, ein mächtiger Monarch, ein reicher Fürst und viele tausend Menschen gehorchen meinem Willen. Welch' ein Gedanke! welch' ein Glück! Weil ich denn aber durchaus Kaiser werden soll, so will ich auch von nun an nicht mehr grübeln. Darum »frisch gewagt, unverzagt!« ich weiß zwar nicht, wie und warum man mich dazu macht? das soll mich indeß wenig kümmern, wenn ich es nur erst bin! Trotz sei dann Jedem geboten, der mir etwas anhaben will!«

Bei dem letzten Gedanken erbob er sich mit entschlossener Miene. »Ihr Herren,« rief er laut und kräftig, »seid mir herzlich willkommen, aber verlasset jetzt auf einen Augenblick das Schlafgemach. Ich werde mich schnell ankleiden, sodann stehe ich Euch zu Diensten. Rebröck du bleibst. Wo ist der Kalmuck? er soll augenblicklich hierher kommen.«

Die alten Herren verneigten sich und gingen hinaus. Rebröck trat freundlich zu Petern heran, indem er ihm lächelnd aus dem Bett steigen half.

„So gefällst du mir, Peter; so beträgt sich einer, der Kaiser werden will; kurz und gemessen“ . . .

In diesem Augenblick erschien der Kalmuck.

„Wo bleibst du?“ fragte Peter.

„Ich sah' in den Stallungen das schönste Pferd für Euch aus, das Euch heute zur Krönung tragen soll; einen Schimmel — ach — ein herrliches Thier, fein und zierlich, wie ein Reh, schwarze Augen, ha, wie blitzen sie — und eine Farbe, so rein, wie frisch gefallener Schnee.“

„Genug,“ rief Peter, „überlaß das Aussuchen der Pferde künftig den dazu verordneten Leuten und bleibe hier, denn ich werde deine Dienste blos beim Auf- und Absteigen in Anspruch nehmen.“

Der Kalmuck verneigte sich.

„Wie heißest du?“ fragte Peter, während er sich von Rebröck gemächlich mit warmem Wasser waschen ließ.

„Jaroslaw Alaska,“ entgegnete der Asiat.

„Gut, Jaroslaw, das ist ein schöner Name. Erzähle mir einiges von deinem Vaterlande.“

„Ach, hoher Herr, davon weiß ich nicht viel zu sagen. Es ist kalt, rauh, finster, denn bei uns dauert die längste Nacht gerade drei Monate.“

„Wie,“ rief Peter erstaunt, „wie? ist das möglich?“

„Wundert Euch nicht, mein Prinz, denn wir haben auch einmal im Jahre einen drei Monate langen Tag."

„Ei," rief Peter, „welch' ein seltsames Land! Wie sonderbar!"

„Das ist dort so," sprach Rebröck; „noch höher hinauf — am Nordpol — ist der Tag sechs Monate lang und eben so lange dauert die Nacht."

„Das ist wirklich seltsam!" rief Peter. „Sage mir, Jaroslaw, was fangen denn die Leute bei Euch an, wenn es so lange Nacht ist? Sind sie etwa, wie die Siebenschläfer, welche den ganzen Winter hindurch die Augen nicht öffnen?"

„Mein lieber Herr," entgegnete Jaroslaw lächelnd, „man schläft dort auch nicht länger, als irgend wo anders."

„Aber womit beschäftigt man sich denn bei der langen Finsterniß?"

„Man jagt, fischt, reitet, fährt mit Rennthieren oder mit Hunden, wie die Kamtschadalen, fängt Zobel und Hermelinchen, um kostbare Pelze zu bekommen; man macht sich gegenseitig Besuche, wozu man eine ziemliche Zeit braucht, da die Bekannten oft mehr als hundert Stunden weit von einander entfernt wohnen und beschäftigt sich so auf die verschiedenste Weise.

„Kurioses Land, diese Kalmückei: bemerkte Peter kopfschüttelnd. Ich verdenke dir's nicht, Jaroslaw, daß du es verlassen hast.“

„Seitdem ich hier bin, fühle ich mich glücklich; doch dieses Glück verdanke ich bloß Euch!“

„Still davon, Jaroslaw, ich höre das ungerne.“

Jetzt war Rebröck fertig. Peter kleidete sich nun in die kostbaren Gewänder, die ihm ganz ausgezeichnet gut paßten und ihm ein herrliches Aussehen gaben. Dann machte er sich über das Frühstück her und ließ es sich vortrefflich schmecken. Rebröck ermahnte ihn endlich, die Geduld der alten Herren nicht zu sehr auf die Probe zu stellen und Peter fand sich nun bewogen, ihm in das Nebenzimmer zu folgen, wo eine äußerst glänzende Versammlung seiner harrte. Der Großwessir empfing ihn mit einer sehr gewählten Anrede, worin er nebst allen Anwesenden sich Peters Gnade empfahl. Peter nickte äußerst zufrieden und herablassend, während ihm der Großwessir sämmtliche Würdenträger des Reiches vorstellte. Da lernte er also seinen Schatzmeister, seine Heerführer und Generale, seinen Theatermeister, seine Küchen-, Keller- und Hausbeamten, seinen Stallmeister — dann sämmtliche Statthalter der Provinzen des Schlaraffenlandes, sowie eine Menge Gesandte

aus den angrenzenden Ländern kennen. Peter empfing alle diese vornehmen Herren mit der größten Freundlichkeit. Er war bereits so gut an seine Stellung gewöhnt, als wenn ihm zeitlebens dergleichen Aufmerksamkeiten erwiesen worden wären und bewegte sich mit vielem Anstand.

Die Unterhaltung währte noch, als plötzlich das Geläute aller Glocken von Tulihase ertönte. Der Großwesir trat nun näher und bat Peter, jetzt sich ankleiden zu lassen, um sodann nach dem Tempel zu ziehen, woselbst die Krönung vorgenommen werden sollte. Peter folgte äußerst neugierig seinem Freunde Rebröck in das Ankleidezimmer. Hier wurde ihm ein neues prachtvolles Gewand angelegt, und jetzt begab sich Peter nach dem großen Audienzsaal, wo er von vielen hundert vornehmen Herren empfangen wurde. Ein Theil derselben schritt voran in den Hof, woselbst alles von Sclaven und Dienern wimmelte. Peter bestieg hier sein Pferd, die Pforten des Schlosses wurden geöffnet und der Zug nahm seinen Anfang.

Der ganze ungeheuere Platz war dicht gedrängt voll Menschen, welche Petern, sobald er das Schloß verließ, mit einem vieltausendstimmigen brausenden Jubelruf empfingen. Das aufgestellte Militär bildete eine breite Strasse, welche

ganz mit rothem Tuch belegt war. Alle Fenster waren mit Damen besetzt, welche mit schönen farbigen Tüchern wehten. Die ganze Stadt war prächtig geschmückt. Peter ritt freundlich grüßend, wiewohl etwas beklommen, durch diese unzähligen Menschenmassen dahin. Ihm folgten die vornehmen Herren.

Unter fortwährendem Jubelruf, unter Glockengeläute und dem Krachen der Geschütze, die außer der Stadt gelöst wurden; unter Musik, die von einem Zwischenraum zum andern aufgestellt war, bewegte sich der Zug bis zu einem ganz aus Marmor erbauten Tempel. Hier wartete eine Anzahl ehrwürdiger Greise. Peter stieg ab und neigte sich ehrfurchtsvoll vor ihnen. Sie führten ihn die Treppe empor, hinein in den Tempel; hier strahlte alles von Gold und Silber. Ein prächtiger Lehnsessel wurde für Peter herbeigetragen und er nahm nun höchst gespannt auf das, was kommen würde, Platz. Sein Gefolge ließ sich auf längst bereitgehaltenen Stühlen nieder, sowie sich auch die Gallerien des glänzenden Saales mit den vornehmsten Personen des Laudes, welche Zutritt hatten, füllten.

Hinter Peter standen Rebröck und Jaroslaw, beide prachtvoll gekleidet. Sie durften ihn nie verlassen; so hatte er es ausdrücklich verlangt.

Endlich legte sich das Geräusch und bald herrschte eine vollkommene Ruhe im Saale. Nun erhob sich der ehrwürdigste der Greise und trat zu Peter, der sich demüthig vor ihm neigte. Der Greis richtete an ihn folgende Worte:

„Mein Prinz, es wird Euch alles, was Ihr seit den letzten Stunden erlebt habet, höchst seltsam und wunderbar scheinen. Achtet jetzt genau auf meine Rede und alle Räthsel werden sich Euch lösen.“

„Dieses Land, in welchem Ihr Euch seit Kur-„zem — ich darf sagen, zu unser aller höchsten „Freude — befindet, ist von andern Theilen der „Welt durchaus und in jeder Hinsicht verschieden. „Anderwärts ißt der Mensch sein Brod im Schweiße „seines Angesichtes; bei uns ist das durchaus nicht „der Fall! Eine reiche, üppige, von der Hand „des Schöpfers gesegnete Natur bringt alles her-„vor, was wir zu unserer Erhaltung bedürfen. „Deshalb ist auch jede Arbeit streng verbannt. „Wir überlassen sie unsern Sclaven, deren wir eine „hinlängliche Anzahl besitzen. Durch sie wird alles, „was geschehen muß, verrichtet. Jede körperliche „und geistige Anstrengung, sei sie auch noch so ge-„ring, muß der freie Schlaraffenländer meiden. „Sie ziemt nur dem Knechte. So ist es bei uns „Sitte und Jahrtausende haben diese Gewohnheit

„befestigt; Jahrtausende werden sie auch nicht än-„dern.“

„Wenn ihr mich fragtet, weshalb diese, Euch „vielleicht seltsam scheinende Einrichtung statt findet, „so kann ich Euch keine Antwort geben, als: es ist „so und darf nie anders sein!“

„Auch in Bezug auf die Regierungsform ist „dieses Land von andern Ländern verschieden. „Jene werden von stammverwandten Fürsten aus „demselben Volk regiert. Wir dagegen bekommen „unsere Regenten aus fremden Welten. Den „Grund dieser Veranstaltung kennt Niemand. „Es wäre zwar möglich, ihn zu erfahren, wenn „man die geheimen Archive des Reichs zu Rathe „zöge, in welchen manch' denkwürdige Nachricht „von der Hand der dazu bestimmten Sclaven sich „aufgezeichnet findet. Allein solche Forschungen „sind schon durch das Gesetz, das die Arbeit ver-„bietet, untersagt.“

„Wir erhalten, sobald einer unserer Könige „stirbt oder verbannt wird, einen andern und „zwar auf dieselbe Weise, wie Ihr zu uns kamet. „Niemand fragt, woher der neue König stamme „oder wer er sei? Er wird gekrönt und verliert „diese Würde, sobald er die Gesetze des Reiches „verletzt, mit denen ich Euch sofort bekannt machen „muß.“

Hier schöpfte der alte Herr Athem und gönnte Petern etwas Zeit, über das, was er vernommen hatte, nachzudenken.

„Mein Prinz," fuhr der Greis fort, „aus „dem, was ich Euch gesagt habe, vermochtet Ihr „schon zu entnehmen, daß derjenige, welchen wir „zu unserm Kaiser erwählen, alle Gewohnheiten, „welche ihm aus dem Leben aus einer fremden „Welt ankleben, ablegen muß; denn schon der Ge= „danke an eine Thätigkeit oder an Arbeit ist seiner „nicht nur höchst unwürdig, sondern streitet ganz „und gar mit seiner Stellung. Als Oberherr des „ganzen Schlaraffenlandes ist es seine Pflicht, „streng auf dieses Grundgesetz des Reiches zu hal= „ten und in dieser Beziehung selbst seinen Unter= „thanen ein recht wirksames Beispiel zu sein. So= „bald er diese Verpflichtung vergißt, verliert er „nicht nur seine Würde, sondern er zieht sich ein „Unglück zu, welches groß und furchtbar ist; schmerz= „licher durch den Verlust des Glückes, das er als „Monarch dieses schönen Reiches genießt."

„Eine zweite Hauptbedingung, welche mit „unserer Krone verknüpft ist, macht es dem Für= „sten zur Pflicht, in allem den Wünschen seines „Volkes zu entsprechen. Diese sind immer von „der Art, daß sie etwas betreffen, was zum eigenen „Glück des Monarchen dient, und den billigen

»Wünschen eines ganzen Volkes widersetzt sich kein »gütiger Fürst.«

»Ein Kaiser, der gewissenhaft seine Verpflich»tungen erfüllt, empfindet jene hohe Wonne, die »nur derjenige fühlen kann, welcher Millionen Men»schen durch sich beglückt sieht. Möchtet Ihr, mein »Prinz, als unser Herr, sie bis ins späteste Alter »genießen und das Unglück Euch ferne bleiben, »welches unabweisbar denjenigen bedroht, der ge»gen die unumstößlichen Gesetze des Reiches han»delt.«

Hier schwieg der Greis und trat, sich verneigend zurück, um seinen Platz wieder einzunehmen. Peter war nicht wenig erstaunt über alles, was er gehört hatte und wendete sich, um mit Rebröck darüber zu sprechen, als er schon den Großwessir in Begleitung eines noch viel älteren Greises vor sich stehen sah. Der Beamte redete ihn folgendermassen an:

»Prinz, Ihr habt gehört, was man Euch mittheilte. Seid Ihr entschlossen, unter diesen Bedingungen die Krone des Schlaraffenlandes anzunehmen?«

Peter war in großer Verlegenheit und wußte nicht, was er hierauf antworten sollte. Ein dunkles Gefühl der damit verbundenen Gefahr, sowie besonders das Bewußtsein der Schwäche hielt ihm

ab, sich zu erklären. Aber Rebröck flüsterte ihm ermuthigend zu. Peter antwortete also mit einem deutlichen „Ja."

„So habt die Gnade, hieher an diesen Tisch zu treten. Ihr sehet hier einen Gürtel, der Euch mit einer geheimnißvollen Macht bekleidet, mit einer Gewalt, deren Größe Ihr erproben könnet, so oft Ihr wollt. Sie macht Euch zum unumschränkten Herren unseres ganzen Reiches. Niemand kann Euch widerstehen, so lange Ihr den Gürtel besitzet und keine Macht der Welt könnte ihn Euch entreissen. Doch Ihr werdet ihn verlieren und schwach werden, wie ein anderer Mensch, sobald Ihr Euch gegen die Euch bekannten Gesetze verfehlt. Sehet nun auch diesen Ring; er hat die geheimnißvolle Kraft, Euch zu warnen, wenn Ihr im Begriff seid, etwas zu unternehmen, welches den Gesetzen des Reichs entgegen ist. O! möchtet Ihr den Warnungen dieses Talismannes Gehör geben."

Der Greis erhob sich jetzt mühsam, indem er sprach:

„Fünf Kaiser des Schlaraffenlandes schmückte „ich schon mit diesen Zeichen der Macht! Laßt „den Letzten herantreten, ich fühle es, daß ich nur „ihn noch mit den Attributen der Hoheit zieren „werde."

Peter trat gerührt näher. „Mein Sohn," fragte ihn der Greis liebevoll, hast du alles wohl überlegt? Noch ist es Zeit zurückzutreten und du kannst friedlich als Unterthan in unserm Lande leben, wenn dir die kaiserliche Würde zu schwer zu tragen scheint!

Peter schwankte; doch bald gewann die Ehrbegierde wieder die Oberhand und Rebröcks Einflüsterungen bestärkten ihn in seinem Vorsatz. „Wer wird zurückgehen, Peter," lispelte der Versucher; „nur dem Muthigen lacht das Glück."

„Ich bin entschlossen, die Krone anzunehmen," rief Peter muthig und rasch.

„Ist es dein voller, freier, ernster Wille, Sohn? und willst du treulich die damit verknüpften Bedingungen halten.

„Ja, mein Vater," antwortete Peter.

In demselben Augenblick fühlte er den geheimnißvollen Ring an seinem Finger und der verhängnißvolle Gürtel schlang sich um seine Hüfte. Peter fühlte ein neues Wesen seine Brust durchdringen und vernahm den braußenden Jubelruf der Zuschauer und den Klang der Musikinstrumente, welche jetzt vereinigt ertönten. Die Beamten fielen vor ihm nieder und schwuren ihm den Eid der Treue. Dann wurde er unter Hymnen-

klang mit den übrigen Abzeichen seiner neuen Würde geschmückt und verließ den Tempel als „Kaiser des Schlaraffenlandes.“

Achtes Kapitel.

Peter ritt höchst entzückt durch die Massen des jubelnden Volkes nach seinem Palaste. Es begannen nun die üblichen Festlichkeiten; sie unterschieden sich durch nichts von denjenigen, welche beim Regierungsantritt eines jeden Fürsten gebräuchlich sind. Peter eilte viele Tage lang von einer Lustbarkeit zur andern. Concerte, Theater, prachtvolle Aufzüge der Truppen, mancherlei andere Belustigungen, welche den herrschenden Sitten angemessen waren, wechselten ab mit den kostbarsten Gastmälern und Schmausereien, zu denen Peter von seinen Ministern, oder den Großen und Fürsten des Reiches und andern hochgestellten Personen eingeladen wurde.

Das Gastmal, welches Peter in seinem eigenen Palast den versammelten Würdenträgern des Schlaraffenlandes gab, übertraf alles, was sich nur denken läßt. Es wurde in dem Speisesaal der kaiserlichen Residenz, der zu diesem Zweck besonders geschmückt worden war, gegeben. Dieser herrliche

Raum war mit verschwenderischer Pracht ausgestattet worden. Der Reichthum des Tafelgeschirres, die Feinheit und Seltenheit der ausgesuchtesten Speisen und Weine, die Menge der reichgekleideten Diener, die herrlichen Musikchöre, welche abwechselnd die reizendsten Musikstücke spielten, — alles trug dazu bei, um Petern erst einen richtigen Begriff von der Macht und den Mitteln zu geben, welche ihm zu Gebote standen.

Peter begann dennoch der fortgesetzten Schmausereien müde zu werden und es regte sich trotz aller Pracht der Umgebungen, trotz aller Zerstreuungen, in ihm ein leises Gefühl der Unbehaglichkeit und des Unmuths. Er spürte bald beim schönsten Theater lange Weile. Die herrlichste Musik vermochte ihn nicht mehr, wie ehedem zu befriedigen, und die ausgesuchtesten Leckereien sagten seinem Geschmacke nicht mehr zu. Ein Stückchen Brod, welches er früher nach vollbrachtem Tagewerk verzehrte, hatte ihm besser geschmeckt, als die Confituren und Leckereien, in deren Bereitung sein Koch eine so ausgezeichnete Kunst an den Tag legte.

Peter begann sich unbehaglich zu fühlen und bald erkannte sein treuer Rebröck, daß im Innern des jungen Kaisers eine wichtige Veränderung vorgegangen war.

Der erste Minister verfehlte niemals, sich täglich zur bestimmten Stunde einzufinden und Peters Befehle einzuholen. Er erschöpfte sich in den manichfaltigsten Bemühungen, Petern Vergnügen und Unterhaltung zu verschaffen und es schien nicht, als ob mit der Krone, welche Peter trug, irgend ein Ungemach oder eine Beschwerde verbunden sei.

Peter äußerte sich einmal darüber gegen den alten Herrn. »Es scheint mir,« sprach er, »daß ich als Kaiser dieses Landes nichts anderes zu thun habe, als von den ungeheuern Reichthümern, welche mir zu Gebote stehen, nach Gefallen Gebrauch zu machen. Hat denn der Kaiser bei Euch gar keine Regierungsgeschäfte?«

»Geschäfte! mein hoher Herr?« entgegnete der Minister äusserst erstaunt und betroffen.

»Nun ja,« rief Peter ungeduldig, »ich meine, es müßte sich doch in einem solch' ausgedehnten Reiche, wie dieses,« . . .

. . . »das Eurige, mein kaiserlicher Herr« . . . unterbrach ihn der Minister.

. . . »Ja, ganz recht, also wie in dem Meinigen,« fuhr Peter fort, ohne sich stören zu lassen, »etwas zu verrichten sein? der Kaiser muß doch Regierungsgeschäfte haben?«

„Nicht doch, mein gnädigster Herr; was in dieser Beziehung anzuordnen ist, besorgen Eure Minister und für die Arbeiten sind Sclaven in hinreichender Anzahl vorhanden."

„Das ist höchst seltsam," rief Peter, „so erfahre ich ja gar nichts von dem, was vorgeht!"

„Ihr dürft nur befehlen, wenn es Euch gefällig ist, die Berichte über das Vorkommende zu vernehmen."

— „So?" — sprach Peter gedehnt; „also der Kaiser hat eigentlich gar nichts mit diesen Angelegenheiten zu schaffen?"

„Wir setzen voraus, daß Ew. Majestät diese Dinge nur mißfallen nnd von angenehmeren Unterhaltungen abhalten müssen. Deshalb unterließen wir es bisher, Euch mit diesen Verhältnissen bekannt zu machen," sprach der Minister verbindlich.

„Ich wünschte doch, zur Abwechslung hie und da etwas davon zu hören."

„Es soll geschehen, mein gnädigster Herr," erwiederte der Minister unterthänig. „Zugleich erlaube ich mir, Euch zu benachrichtigen, daß in besonderen Fällen Eure allerhöchste Gegenwart bei der Audienz nothwendig ist, um das Anbringen der Parteien zu entscheiden oder Eure allerhöchsten Bestimmungen über wichtige, das Wohl des Landes betreffende Maßregeln zu geben."

„Das wird mir sehr angenehm sein," sprach Peter, sich die Hände reibend. Er war voll Hoffnung und Freude, eine Gelegenheit zur Beschäftigung zu haben.

Der Minister schien über diese Antwort nicht nur sehr betroffen, sondern überhaupt eine ganz andere erwartet zu haben. Doch faßte er sich bald wieder und sprach:

„Ich muß Euch im Voraus um Entschuldigung bitten, wenn ich vielleicht schon in der nächsten Zeit genöthigt sein sollte, Eure Majestät zur Audienz einzuladen. Der dazu bestimmte Tag naht heran und es dürfte diesesmal besonders Wichtiges zur Entscheidung vorgelegt werden."

„Wann findet die nächste Audienz statt?" fragte Peter höchst neugierig.

„Am ein und zwanzigsten Tage nach Euerem Regierungsantritt," antwortete der Minister.

„Wer wird bei der Audienz zugegen sein?" fragte Peter.

„Sämmtliche Minister, die Statthalter der Provinzen, Deputirte der Geistlichkeit, überhaupt die sämmtlichen Würdenträger. Auch das Volk hat auf den Gallerien Zutritt."

„Ihr macht mich neugierig," rief Peter; „unter welchen Gebräuchen und Formalitäten wird denn solch eine Audienz abgehalten?"

„Das hängt von Ew. Majestät besondern Bestimmungen ab. Es wird alles bis zur bestimmten Stunde im Audienzsaale versammelt sein und Ew. Majestät werden die Versammlung bei Ihrem Eintritt zum Empfang schon bereit finden. Die Partheien werden sodann einzeln zugelassen und der Justizminister wird über ihre Angelegenheiten Bericht erstatten. Ebenso die übrigen Minister über die ihre Geschäftskreise betreffenden Dinge."

„Nach welchem Gesetz werden denn die Rechtsfälle entschieden? Wird man mich denn nicht vorher damit bekannt machen?"

Der Minister war erstaunt. „Nicht doch mein, gnädigster Herr, das ist durchaus unnöthig und wäre Eurer Würde nicht angemessen, wie denn überhaupt durch die Gesetze unseres Reiches jede Arbeit streng untersagt ist. Ihr müsset darin den Unterthanen ein Vorbild und Muster sein."

Peter war über diese mit etwas strenger Stimme ausgesprochene Bemerkung betroffen und erinnerte sich nun an seine eingegangenen Verpflichtungen.

„Das Gesetz dieses Reiches," fuhr der Minister in demüthigerem Tone fort, liegt bei der Audienz auf, und man wird Euch diejenigen Stellen, welche sich auf die vorkommenden Fälle beziehen,

angeben, wonach Ihr sodann zu entscheiden geruhen werdet.“

„Demnach brauche ich gar nichts von diesem Gesetz zu wissen,“ rief Peter erstaunt.

„Es ist vollkommen unnöthig und Euer Ausspruch gilt deswegen doch für vollkommen unwiderruflich; er beendet allen Streit!“

Peter schwieg; es begann, in ihm zu tagen. „Man wird mich nach und nach zu einer vollkommenen Maschine machen,“ dachte er. „Was zum Guckuck habe ich denn bei einer Audienz zu schaffen, wenn nichts meiner Entscheidung überlassen ist, sondern alles einem Gesetze, welches man mir vorhält und dessen Bestimmungen ich, wie ein Papagei, nachplaudern muß. Bequem ist das wohl, aber höchst langweilig, das muß ich sagen.

Der Minister wartete, ob Peter nichts mehr zu befehlen hätte. Als er bemerkte, daß dieser schwieg, sprach er:

„Was haben Ew. Majestät über die heutigen Unterhaltungen zu bestimmen? Soll Theater oder Concert sein? Soll vielleicht der Speisemeister sich nähere Anweisungen holen, oder wünschet Ihr eine Spazierfahrt nach irgend einem der umliegenden Lustorte zu machen?“

„Nichts von dem allem,“ erwiederte Peter. Ich bin ermüdet und will nun einige Tage mich

der Ruhe in meinen Gemächern überlassen. Der Speisemeister hat also bloß für mich, sowie für meine beiden Gesellschafter zu sorgen. Ihr selbst mögt Euch jetzt Ruhe gönnen und von den Anstrengungen der verflossenen Tage erholen."

Der Minister schien mit dieser Antwort vollkommen zufrieden und verabschiedete sich mit den üblichen Verbeugungen. Peter verließ nun das Empfangszimmer und zog sich in seine Gemächer zurück, um sich mit Rebröck über alles, was er von dem Großwessir gehört hatte, zu besprechen.

Der Kobold empfing ihn mit schlauem Lächeln, obwohl mit der alten Dienstbeflissenheit. Er entkleidete Petern und warf ihm ein bequemes Gewand über, das er in seinen Zimmern zu tragen pflegte. Dann setzte er ihm einen der prachtvollen Stühle zurecht und fragte ihn, ob er keine Erfrischungen wünsche, kurz — Rebröck verrichtete alle Geschäfte eines sorgsamen, gefälligen Dieners.

Peter lehnte sich unmuthig in den Sessel und schnitt ein höchst verdrießliches Gesichtchen. Rebröck trat zurück, und wartete geduldig, ob sich seine trübe Laune nicht bald ändern würde. Peter überließ sich noch eine geraume Zeit seinen Gedanken; dann seufzte er und murrte vor sich hin. Endlich sah er sich nach Rebröck um. Dieser stand noch immer lächelnd hinter dem Stuhl.

„Nun, was lachst du?“ fragte Peter unmuthig.

„Mir gehen so allerlei Gedanken im Kopfe herum,“ sprach der Kobold.

„Und die wären?“ fragte Peter.

„Ich denke, daß du lange Weile hast und das macht mir Spaß.“

„So?“ rief Peter ziemlich zornig, „das ist wahrscheinlich ein Beweiß von deiner Liebe?“

„Ich muß wirklich lachen, Peter! Ein so großer, mächtiger Kaiser, dem alle Reichthümer, alle nur erdenklichen Genüsse — kurz alles, was er sich nur wünschen kann, zu Gebote stehen, empfindet Langeweile. Nein, es ist wahrlich zum Tollwerden!“

Peter schwieg unmuthig und mit sich selbst unzufrieden. Er fühlte, daß der Kobold recht hatte und dennoch widersprach in seinem Herzen etwas, das er nicht zu nennen wußte. Er begann, sich unglücklich zu fühlen und diese Gemüthsstimmung äußerte sich zuerst durch eine sonst ihm nicht eigene Verdrossenheit.

Rebröck beobachtete ihn lange. Er schien zu fühlen, was in Peter vorging, und suchte ihm zuzureden. „Peter, sprach er mitleidig, „du hast jetzt deinen Minister fortgeschickt und kannst dir deshalb außer Hause kein Vergnügen und keine

Zerstreuung machen. Auch weiß ich, daß alle Lustbarkeiten durch zu lange Dauer einem überdrüssig werden. Besuche nun einmal deinen Palast, deine Stallungen, deine Gemäldegallerien. Laß dir deinen Erzähler kommen und dir angenehme Geschichten vortragen. Gehe in deinen Gärten spazieren, welche du noch gar keines Blickes gewürdiget hast."

Rebröcks Worte riefen neues Leben in Petern hervor; er athmete erleichtert und als der Speisemeister eintrat und das kostbare Mittagsessen auftrug, setzte sich Peter mit gutem Apetitt zu Tische.

Nach dem Mittagsessen ließ er seinen Hausmeister rufen, um in dessen Begleitung die Räume des Schlosses zu besehen. Die Pracht der Zimmer war überaus groß, alles war so vortrefflich und kostbar eingerichtet, daß man keinem der reichen Gemächer und Säle vor dem andern in irgend etwas einen Vorzug einräumen konnte. Eine große Gallerie im linken Flügel des Schlosses enthielt die Gemäldesammlung, welche alles übertraf, was Peter jemals gesehen hatte. Peter wanderte mit seinem dienstfertigen Haushofmeister bis hinab zur ebenen Erde. Hier waren große Sattelkammern, welche mancherlei herrliches, juwelenstrahlendes Reitzeug enthielten. In einem der Seitengebäude befanden sich die Stallungen. Auch hier

warteten schon die kaiserlichen Stallmeister und ließen Petern die schönsten und ausgezeichnetsten Pferde vorführen. Zuletzt wurde Peter eingeladen, nun auch die unter der Erde verborgenen Schatzkammern zu besehen. Der Schatzmeister öffnete die starken eisernen Thüren. Mehrere Diener mit Fackeln traten jetzt voran und bald befand sich Peter in einem mächtigen Gewölbe, das ganze Haufen von Gold- und Silbermünzen aller Sorten enthielt. Peter staunte über diese hier aufgeschichteten Millionen. Wie sehr stieg aber seine Verwunderung, als ihm der Schatzmeister sagte, daß all diese ungeheuern Summen nur zur Verausgabung, zum täglichen Gebrauch, bestimmt seien. Es wurde nun ein anderes Gewölbe eröffnet, welches ganz mit Säcken angefüllt war, die große Summen in Gold enthielten. Diese Geldsäcke waren in mächtigen Haufen bis an die Decke des Gewölbes aufgeschichtet und es waren nur ganz kleine Gänge gelassen, um zwischendurch gehen zu können.

Diese ungeheuere Masse Geld blieb also hier aufgeschichtet und nur erst im Nothfall durfte davon etwas herausgenommen werden. Peter war ganz außer sich — all diese unermeßlichen Reichthümer gehörten ihm, waren sein — welches Glück!

Unser Freund stieg nun mit seinen Begleitern wieder empor zum Tageslicht. Es wurden jene Gemächer im rechten Flügel des Schlosses eröffnet, welche den eigentlichen kaiserlichen Schatz enthielten, jene Räume, woselbst die Kronen und Scepter sammt den andern Attributen fürstlicher Größe und Würde aufbewahrt wurden. Peters Entzücken erreichte den höchsten Grad, als man ihm hier eine große Anzahl sowohl gefaßter Edelsteine, als auch solcher, die noch auf eine passende Verwendung warteten, zeigte; Juwelen, deren außerordentlicher Werth den Betrag der in der Schatzkammer aufgeschichteten Summen weit überstieg. Ein besonderer Theil dieser Gemä her enthielt den Schmuck, welchen Peters Vorfahren getragen hatten. Dieser blieb hier unbenützt liegen, wie der Schatzmeister erzählte. Peter sah hier mehrere hundert den seinigen ähnliche Ringe und Gürtel.

„Ist denn die Anzahl meiner Vorfahren so groß?“ fragte Peter neugierig.

„Sie könnte weit geringer sein! mein kaiserlicher Herr.“

„Wie meint Ihr das?“ fragte Peter den Schatzmeister.

„Die Ungenügsamkeit und die Verachtung der bei uns herrschenden Sitten und Gebräuche hat

die früheren Regenten alle nur zu bald nach ihrer Thronbesteigung wieder ins Verderben gestürzt.«

»Wird denn dieses Gesetz so streng aufrecht erhalten?« fragte Peter ängstlich.

»Es kann nicht anders sein; denn wenn die Gesetze durch den Regenten selbst ungestraft verletzt werden dürften, so müßte bald alle Ordnung und Ruhe aufhören und dieses friedlich stille Reich würde der grausamsten Zerrüttung anheimfallen.«

»Was ist aber aus ihnen geworden, deren Schmuck und Würdezeichen hier noch aufbewahrt werden?«

»Sie wurden verbannt und bereuen nun an einem furchtbaren Orte unter Qualen der gräßlichsten Art ihre Thorheit.«

Peter schauderte und kehrte diesem unheimlichsten Theile des ganzen Palastes schnell den Rücken, um ihn zu verlassen. Die strahlenden Juwelen der Schatzkammer hatten für ihn keinen Reiz mehr. Er verließ diese reichen Gemächer, um sich in seine Zimmer zu begeben. Als er über den Hof ging, bemerkte er mehrere Ballen, bei welchen sich Diener der Obrigkeit befanden, welche bei seinem Anblick ihre Ehrfurcht bezeigten. Peter trat näher und erfuhr von den Beamten, daß die Ballen mit Beschlag belegt worden seien, weil sie verbotene Waaren enthielten und daß dergleichen

Dinge in einem Gewölbe des Schlosses aufbewahrt würden. Man öffnete sie auf Peters Befehl und er sah eine Menge Bücher und andere nützliche Dinge, deren Gebrauch jedoch in dem Schlaraffenlande streng untersagt ist.

Peter empfand beim Anblick dieser Bücher ein wehmüthiges Gefühl. Er nahm einige derselben zur Hand — ach! es waren ihm bekannte Werkchen. Er dachte daran wie widerwärtig ihm die Beschäftigung mit seinen Lehrbüchern früher gewesen war. Jetzt hegte er den innigsten Wunsch, sie behalten zu dürfen . . .

Die Beamten sahen ihm staunend zu, als er in einem der Bücher zu lesen begann — Peter hatte bald alles um sich her vergessen, er vertiefte sich immer mehr in dem Buch. — Die Beamten, denen dieser Anblick etwas ganz Neues war, hatten sich noch nicht von ihrem Staunen erholt, als Peter plötzlich einen heftigen Schrei ausstieß und das Buch wegwarf. Er griff nach dem brennenden Finger — der geheimnißvolle Ring verrieth zum erstenmale seine Kraft. —

Peter erinnerte sich, daß er etwas zu thun im Begriff gewesen war, was er hätte meiden sollen. Er entfernte sich eilig und ziemlich beschämt, und die Beamten ließen sogleich die Ballen mit den verbotenen Dingen in die Gewölbe schaffen. Peter

sah seufzend nach den Büchern, die ihm, wenn auch nur auf einen Augenblick, ein süßes Glück gewährt hatten. Er merkte sich die Thüre genau, welche sie verschloß. Er kehrte jetzt seufzend und unmuthig in sein Gemach zurück. Das Gefühl der Leerheit und des bittersten Unmuthes verließ ihn nicht mehr. Die reizendsten Vergnügungen, die köstlichsten Gerichte, die herrlichste Musik — nichts vermochte ihn mehr zu befriedigen. Er empfand beständig ein heftiges Verlangen nach etwas, das er selbst nicht zu nennen wußte. Was mochte das wohl sein?

Am Abend dieses Tages war Peter mit dem Kobold allein. Er hatte sich entschlossen, Rebröck sein Vertrauen zu schenken und er kannte die Dienstbeflissenheit desselben hinlänglich, um überzeugt zu sein, daß er sich in ihm nicht täuschen würde. Er schwieg lange und der Kobold stand traurig, wie er es schon seit längerer Zeit war, vor ihm, seiner Befehle harrend.

Endlich sprach Peter leise: „Rebröck liebst du mich?“

Der Kobold bog sich bei dieser Frage lauschend vorwärts. „Wie magst du nur so sprechen, habe ich es dir nicht schon längst bewiesen?“ entgegnete er.

„Genug, ich weiß es. Aber Rebröck, ich meine ob du mir zu liebe etwas wagen willst.“

„Alles, Peter, wenn es zur Wiederherstellung deiner Heiterkeit und ehemaligen Munterkeit beitragen kann.“

„Nun wohl; ich hoffe, daß es geschieht. Doch ist die Erfüllung meiner Bitte nicht leicht und ohne Gefahr.“

Der Kobold schwieg neugierig.

„Es ist mit einem Worte“ — fuhr Peter zögernd fort — „der Wunsch, in das Gewölbe zu gelangen, wohin man heute die Bücher, welche wir im Hofe sahen, gebracht hat.“

Rebröck erschrack. „Hast du bedacht, welche Gefahren mit diesem Gange verbunden sind und daß alles, selbst dein Leben, auf dem Spiele steht, wenn es entdeckt wird.“

„Höre mich an, treuer Freund;“ sprach Peter, den Kobold vertraulich und schmeichelnd bei der Hand fassend. „Ich würde, wenn du mir den Schlüssel zu dem Gewölbe verschafftest, in der Mitternachtsstunde dahin schleichen. Alles schläft ja zu dieser Zeit, Niemand würde es entdecken und ich — ach! ich würde dann wenigstens einige Stunden unbemerkt das süße Glück genießen können, das die Beschäftigung mit lehrreichen Büchern gewährt.“

Thränen flossen bei diesen Worten aus Peters Augen — er schämte sich nicht, sie zu vergießen und Rebröck that einen tiefen Blick in die Seele seines Freundes; er war gerührt von dem Leiden, welches sich bei Petern so unverhohlen und stark äußerte.

„Ach, Peter, du hast dich in so wenigen Tagen sehr geändert. Erinnere dich an den Widerwillen, den du früher gegen solche Beschäftigungen hegtest. Ich begreife dich nicht mehr.“

„Ich war ein Thor! — o, Rebröck! wie viel, ach! wie gerne wollte ich alles hingeben, könnte ich wieder zu meinen Aeltern, zu meinem Lehrer, zu meinen Mitschülern zurückkehren. Ja, Freund, ich gestehe es, — all diese Pracht, aller Reichthum, alle Lustbarkeiten — nichts vermag mir das Verlorne zu ersetzen und ich wollte alles gerne verlassen, könnte ich das Glück, welches ich früher im weisen Gebrauch meiner Zeit, an einem einzigen wohlangewendeten Tage fand, damit wieder erkaufen.“

„Beruhige dich, Freund,“ — rief der Kobold theilnehmend; „ich vermag es zwar nicht, deinen Kummer zu verstehen; aber du sollst dich nicht in mir getäuscht haben. Begib dich heute zur gewöhnlichen Zeit zur Ruhe und erwarte mich um Mitternacht. Den Schlüssel vermag ich dir zwar nicht zu verschaffen; doch kenne ich ein Mittel, das

Schloß zu öffnen. Ich werde warten, bis alles schlafen gegangen ist und dann deinen Wunsch erfüllen. Nur noch die Bitte um Schonung, wenn du etwa entdeckt würdest.“

„Sei ohne Sorgen, theurer Rebröck,“ rief Peter vergnügt, „nie, auch nicht unter den größten Qualen, sollst du verrathen werden.“

Rebröck verließ jetzt Petern, um seine Vorkehrungen mit gewohnter Schlauheit zu treffen und Peter durchwanderte vergnügt seine prachtvollen Säle. Die Heiterkeit des Kaisers theilte sich der Dienerschaft mit und alles ging an diesem Abend gut. Peter begab sich, der Abrede gemäß, frühzeitig zur Ruhe.

Die Stunden schlichen ihm mit Schneckengang dahin; er wünschte der Zeit Flügel, die ihm heute besonders langsam zu kriechen schien. Eine Unruhe, eine Begierde, wie er sie früher nie empfunden hatte, wühlte in seiner Seele. Er wälzte sich auf seinem weichen prächtigen Bette umher, halb klagend, halb jubelnd und in der süßen Hoffnung schwelgend, in den dunkeln Stunden dieser stillen Nacht ein Glück wieder zu empfinden, das er früher verschmäht zu haben sich nun zum bittersten Vorwurf machte. Was Peter in diesen einsamen, ihm zur Ewigkeit werdenden Stunden empfand, hat er erst später ganz verstehen gelernt.

Wir aber, meine theuern Leser, die mit ihm seine wundervollen Abentheuer verfolgen, vermögen es, seine Gefühle zu begreifen. Wir lernen aus seinem Beispiele, daß »das wahre Glück des Menschen in einer wohlgeordneten Thätigkeit, in geistiger und leiblicher Beschäftigung, welche unsern Kräften und Anlagen vollkommen angemessen ist, besteht und daß es keine größere Qual, gibt, als die Unthätigkeit! Wir sehen aus Peters Beispiel, daß eine gezwungene Unthätigkeit, selbst bei Genüssen aller Art, das Leben zur Last macht und daß alle Vergnügungen und Lustbarkeiten nicht im Stande sind, solch einen unglücklichen Menschen mit seiner traurigen Lage zu versöhnen.«

Die Mitternachtsstunde schlug endlich und Peter begann nun, da er die Zeit nahe wußte, wo Rebröck ihn abzuholen versprochen hatte, sich beruhigter zu fühlen. Er stand leise auf und warf sich in seine Kleider, um dem Erwarteten so schnell, als möglich, zu dem ersehnten Schatze folgen zu können. Aber der Kobold zögerte und es verfloß noch eine geraume Zeit.

Peter überlegte noch, was er thun wollte. Die Gefahr, welche mit dem gewagten Schritt verbunden

war, beängstigte ihn. Doch war seine Begierde zu groß, als daß die drohenden Gefahren ihn von seinem Vorsatz hätten abbringen können. Den Gürtel und den Ring, die Zeichen seiner Würde, legte er ab und er hatte so eben seine Vorbereitungen beendigt, als der Kobold erschien und ihm zu folgen winkte.

Leise, wie Gespenster, schlichen beide durch die weiten Säle hin. Die Wachen ruhten schlafend auf den Fußteppigen. —

„Sie schlummern fest“ — flüsterte Rebröck lachend, „und werden so bald nicht erwachen.“

„Wie hast du das angefangen?“ fragte Peter erstaunt.

„Ein Schlaftrünklein, Peter“ — kicherte der Zwerg, indem er ein kleines Flacon gegen eine Lampe hielt — „es thut große Dinge und schadet nichts.“

Peter folgte jetzt dem Voranschreitenden muthiger; bald gelangten beide zur herrlichen Treppe. Hier war größere Vorsicht nöthig, damit die Sclaven, welche in der Nähe Wache hielten, nicht aufmerksam gemacht würden. Jetzt war die große Halle erreicht und nach einem Augenblick befanden sich beide Wanderer im Hofe.

Rebröck leitete Petern im Fluge über den weiten düstererhellten Platz und öffnete leise die Thüre des Gewölbes. . .

„Gute Unterhaltung;“ flüsterte er, „sei leise, verweile nicht länger, als zwei Stunden und beim geringsten Geräusch entfliehe so schnell als möglich. Mehr als dieses konnte und durfte ich nicht thun.“

Peter wollte dem guten Kobold ein freundliches Wort des Dankes sagen, aber der gespenstische Bursche war bereits verschwunden.

Zitternd vor Freude stand er jetzt an der halbgeöffneten Thüre. Ach! sie hatte ihm bisher ein Paradies verschlossen und dieses sah er sich durch den treuen Diener geöffnet. Er schob die Thüre so weit zur Seite, um eintreten zu können und befand sich vor den ersehnten Schätzen, die er ehedem verachtet hatte und für deren kurzen Gebrauch er jetzt sein Leben wagte. . .

Wie ein glückliches Kind, das am Christfest reich beschenkt ward, wußte er nicht, nach welchem der Bücher er zuerst greifen sollte. Peter öffnete einige; die Titel waren ihm unbekannt — er legte die Werke sorglich auf den Platz, wo er sie gefunden hatte und nahm auf Geradewohl eines der daneben liegenden — es war eine lateinische Grammatik. Beim Anblick dieses Buches, das er unter allen früher am meisten mit Widerwillen zur Hand genommen hatte, war es ihm, als wenn er einen lieben alten Freund gefunden hätte. Alle Bilder der glücklichen Jugend, der Freunde; alle

schönen Erinnerungen tauchten mit bewältigender Macht in ihm auf — ein Strom von Thränen entstürzte seinen Augen. . .

Wehmüthig griff er nach andern Büchern — ach! sie waren ihm alle bekannt; es waren die früher verachteten treuen Unterweiser — dieselben Lehrbücher, die er in der Schule mit so großer Scheu gemieden und nur mit Eckel zur Hand genommen hatte. Er sah sie durch und begann, in einem derselben zu blättern. Es war das Werkchen des Cornelius Nepos — Peter begann, die Geschichte des Miltiades zu lesen — er übersetzte mühsam und ein Lexicon war seit lange zum erstenmale wieder sein treuer Helfer und Freund. So saß er mehrere Stunden und in dem Glück der lange entbehrten und wiedergefundenen Beschäftigung vergaß er alles um sich her. . .

Nahende Schritte störten ihn in seinem Vergnügen. Erschreckt warf er die Bücher zur Seite und gewahrte jetzt erst, daß durch die unvorsichtig offen gelassene Thüre das Dämmerlicht des nahenden Morgens herein drang. Todesangst erfaßt ihn; schnell ist die Lampe verlöscht, deren Licht bisher das Gewölbe erhellte und schon will er fliehen, als er plötzlich die Gestalt eines Mannes zu der weitaufspringenden Thüre hereintreten sieht. Peter versuchte es, sich hinter einem Ballen, der

gleich den übrigen Bücher oder andere verbotene Dinge enthielt, zu verstecken. Doch er ist bereits entdeckt. Ein grelles Licht erhellt das Gewölbe und Peter sieht mit Entsetzen einen Priester im weiten faltigen Gewande vor sich stehen.

„Eidbrüchiger! zittere!“ sprach der Finstere drohend; „wehe dir! Einmal hast du deine Pflicht verletzt. Wage es nie wieder, diesen dir verbotenen Raum zu betreten oder fürchte unsere Rache!“

Mit diesen Worten trat er zur Seite und zeigte gebieterisch nach der offenstehenden Thüre — Peter floh voll Entsetzen und Todesangst. „Denk an deinen Eid!“ schallten ihm die drohenden Worte nach, während die eiserne Thüre des Gewölbes sich krachend schloß. Peter stürzte mit der Eile des gehetzten Hirsches die Treppe hinauf und durch die lange Reihe der Säle nach seinem Schlafgemach, wo er ohnmächtig zu Boden fiel und in diesem Zustande von seinem treuen Rebröck gefunden wurde.

An diesem Morgen loderte in einem der weitläufigen Höfe der Residenz eine mächtige Flamme. Sie verzehrte die Bücher und alle andern Dinge, welche das Gewölbe bisher verschlossen hatte.

Der zur Audienz bestimmte Tag nahte jetzt auch heran. Es war eine fremde Gesandschaft einge-

troffen, die an demselben Tage in der Audienz zugelassen werden sollte. Der Gesandte hatte den Auftrag, die Botschaft seines Herrn nur allein dem Kaiser vorzutragen und unser armer Freund hoffte durch die bei der Versammlung vorkommenden Angelegenheiten Zerstreuung zu finden.

Neuntes Kapitel.

Unserm Freunde verflossen die Tage unter dem drückendsten Gefühl des Unmuths, unter der härtesten Pein, welche nur eine langanhaltende, gezwungene und verabscheuete Unthätigkeit verursachen kann. Er fühlte sich von Tag zu Tag unglücklicher, das Leben wurde ihm zur Last und alle Vergnügungen, alle Schätze und Reichthümer, die kostbarsten Gastmähler, die anmuthigsten Spiele und Lustbarkeiten, nichts hatte für ihn mehr Reiz. Er fühlte, daß der ärmste Sclave in seinem Reich, der sein Stückchen Brod im Schweiße seines Angesichts genoß, glücklicher sei, als er selbst in seinem hohen Kaiserschloß und lernte nun einsehen, daß es kein größeres Leiden, keine härtere Qual gebe, als fortdauernde gezwungene Unthätigkeit. Wie sehr sehnte er sich jetzt nach seinen Aeltern, nach dem redlichen Lehrer, nach den fleißigen Mitschülern, deren Ermahnungen und Beispiel er früher ver-

achtet hatte und wie gerne würde er alles, worüber er jetzt gebieten konnte, verlassen haben, hätte er zu ihnen wieder zurückkehren können. Ach, wie willig würde er jetzt die Aufgaben des Lehrers gelernt und angefertigt haben, — doch! es war zu spät! es blieb ihm nichts übrig, als diese qualvolle Lage mit Geduld und Fügsamkeit zu ertragen. Bei solcher Gemüthsbeschaffenheit war es kein Wunder, daß Peter gegen seine Diener und Untergebenen nicht so war, wie er sein sollte. Alle zogen sich deshalb von dem Mürrischen zurück und nahten ihm nur, wenn es ihre Pflicht erforderte. Selbst der treue Rebröck ließ sich nur auf seinen ausdrücklichen Befehl vor ihm blicken und verließ ihn sobald als möglich. Der Kobold begann seit den letzten Tagen ein ganz anderes Leben zu führen; er aß mehr, als sonst; trank ziemlich reichlich Wein und pflegte öfters ganze Tage lang zu schlafen. Auch den Jaroslaw sah Peter selten und die übrigen Diener nahten ihm ohnehin nur, wenn sie mußten und dann mit Zittern und mit Zagen.

Der Großwessir erschien täglich noch, um sich mit Petern zu besprechen. Allein dieser war seiner einförmigen Fragen, »welche Lustbarkeiten oder Schmausereien gehalten werden sollten,« längst überdrüßig und wieß den staunenden alten Herrn

häufig mit dem Bescheid ab; „er möge auf andere Unterhaltungen sinnen, oder Gelegenheit zur Beschäftigung geben. Da dem Greis das eine eben so unmöglich war, als das andere, so zog auch er sich von Petern zurück uud unser unglücklicher Freund durchstreifte nun einsam und seufzend die herrlichen Räume seines Palastes.

So nahte der einundzwanzigste Tag nach seiner Ankunft. An diesem längst von Peter ersehnten Morgen versammelten sich die Fürsten, Statthalter, Minister, Beamten — überhaupt die angesehensten Personen des Schlaraffenlandes zur Audienz in dem Schlosse. Peter hatte voll Freude und voll Spannung auf diese öffentliche Festlichkeit die ganze Nacht durchwacht. Seine Diener kleideten ihn auf das Kostbarste und schmückten ihn mit allen Zeichen der kaiserlichen Würde. Peter fühlte sich nicht wenig erleichtert und konnte den Augenblick nicht erwarten, in welchem ihn der Großwessir zur Audienz bitten würde. Rebröck hatte heute seit langer Zeit wieder das Vergnügen, Petern freundlich zu sehen und der Kobold war darüber entzückt. Außen im Vorzimmer wartete bereits die Schaar der festlich geschmückten Hofleute, um Petern in den Audienzsaal zu begleiten. Die Diener waren alle im höchsten Putz, in größter Gala, damit der fremde Gesandte einen wür-

digen Begriff von dem Reichthum und der Macht ihres kaiserlichen Herrn bekam und seinem Fürsten eine befriedigende Schilderung davon zu geben im Stande wäre. Endlich schlug die Stunde; der Großwessir trat ein und verneigte sich vor Peter, indem er ihn bat, sich jetzt den versammelten Würdeträgern des Schlaraffenlandes zu zeigen. Peter antwortete freundlich und folgte dem alten Herrn, indem er sich auf dessen Arm stützte. Durch die lange Reihe der herrlichen Zimmer gelangte er endlich in den Audienzsaal, der wohl unter allen das prachtvollste Gemach des kaiserlichen Schlosses zu nennen war. Hier befand sich eine sehr glänzende Versammlung. Als die großen Thürflügel geöffnet wurden und Peter eintrat, erhob sich ein dreimaliger, rauschender Jubelruf der Anwesenden, der von dem auf den Gallerien versammelten Volk so lange wiederholt wurde, bis Peter auf seinem Thron Platz genommen hatte. Dann folgte eine tiefe und allgemeine Stille. Peter hatte nun Zeit, sich umzusehen. Er erblickte im Saale, nach ihrem Rang geordnet, die Fürsten und Großen seines Reiches; welche er seit seiner Krönung nicht mehr gesehen hatte. An einer langen Tafel, auf welcher ein mächtiges Buch lag, saßen sämmtliche Minister — in ihrer Mitte der Großwessir. An der Thüre standen die Waf-

fenträger, sowie eine Menge Sclaven, welchen es oblag, die etwa vorkommenden Aufträge zu vollziehen. Die Gallerien wimmelten von Menschen, welche mit großer Theilnahme und Neugierde nach Petern sahen. Dieser war hiegegen schon vollkommen abgestumpft und ertrug den Anblick dieser Menschenmenge mit vielem Gleichmuthe. Es verfloß nun eine lange Pause; man wartete noch und ließ ihm Zeit, sich zu erholen. Endlich fragte der Großwessir, ob mit den Verhandlungen begonnen werden dürfte und Peter sprach seinen Wunsch aus, daß es so bald, als möglich geschehen möchte.

Die Thüre wurde nun geöffnet und ein Mann in fremder Kleidung erschien. Er trat vor bis in die Mitte des Saales und warf sich nieder, indem er mit der Stirne den Boden berührte. Peter hatte erst, als der Fremde sich wieder erhob, Gelegenheit, sein Gesicht zu betrachten und stieß, indem er aufsprang, einen lauten Schrei der Freude aus; dann sank er ohnmächtig in den Thron zurück . . .

Als er wieder zu sich kam, hörte er das Toben der den Saal erfüllenden Menschenmenge, welche über diesen unerwarteten Vorfall in Staunen und Schrecken versetzt, kaum von den Beamten beruhigt werden konnte. Erst als Peter sich

wieder erhob und von dem Großwessir und dem treuen Rebröck unterstützt, in das Nebenzimmer ging, legte sich das Geschrei, und es trat die vorige Ordnung und Stille ein. Als Peter in dem Nebenzimmer angelangt war, sank er zitternd in den Sessel und bat den Großwessir, ihn mit Rebröck allein zu lassen. Der Kobold hatte kaum das Zimmer hinter dem abgehenden verschlossen, als Peter in Thränen ausbrach.

„Was ist das, Peter, du bist doch nicht krank?“ fragte er theilnehmend.

Peter schüttelte wehmüthig den Kopf.

„Ich bitte dich, was ist dir denn? vertraue mir!“ fuhr Rebröck fort, indem er bemüht war, ihn zu beruhigen.

„Ach, Rebröck! kennst du denn Mann, der so eben in den Saal geführt wurde?“

„Allerdings! Es ist der Kaufmann, welcher die verbotenen Waaren, die du gesehen hast, einführte und der nun von dir sein Urtheil erwartet.“

„Du irrst, Rebröck, es ist mein Lehrer, der Rektor.“

„Um alles in der Welt, wie kannst du denken?!“

„Ich sage dir, Rebröck, es ist mein theurer, verehrter, väterlicher Freund, den ich durch meinen Unfleiß so tief kränkte. Ach, rufe ihn herein.“

„Peter," rief Rebröck erstaunt, „bist du von Sinnen? Sage mir, wie soll denn dein Lehrer hierher kommen? du bist ja viele tausend Meilen weit von ihm entfernt?"

„Und dennoch ist er es, wie sehr ihn auch die fremde Kleidung entstellt."

Rebröck lächelte. „Nun wohlan Peter, wir werden ja sehen, ob du recht hast. Folge mir nur in den Saal, wenn du es vermagst."

Peter stand auf und trat in das Audienzzimmer. Hier war indeß alles zur vorigen Ordnung zurückgekehrt; der Angeklagte stand auf seinem Platz und Peter war, als er ihn ins Auge faßte, von neuem in Gefahr, die Besinnung zu verlieren. Ach! der Fremde hatte dieselbe faltige Stirne, das liebevolle Auge, die wohlwollenden Züge — die Aehnlichkeit war täuschend. Peter faßte sich jedoch und nahm auf dem Throne Platz.

Der Großwessir eröffnete jetzt die Verhandlungen mit der Frage: „weshalb der Fremde bei der Audienz erschienen wäre?" Der Justizminister erläuterte mit wenigen Worten die Sache und das Verbrechen, welches dem Kaufmann zur Last gelegt worden war und überließ es dem Fremden, sich zu vertheidigen, so gut er konnte.

Dieser sammelte sich vorerst, dann begann er mit würdigem Tone:

„Mächtiger Kaiser dieses Landes und Ihr hohen Herren und Fürsten, ich bin ein Fremder und kenne die Gesetze dieses Reiches nicht, die da auf eine so unerhörte und seltsame Weise nicht nur jede Arbeit und Geistesthätigkeit, sondern insbesondere den Besitz jedes Buches und anderer nützlicher Dinge untersagen sollen. Ich reiste hieher, indem ich wähnte, nichts Verbotenes bei mir zu führen und ich hatte durchaus nicht die Absicht, eines von jenen Büchlein, welche man bei mir fand, zu verkaufen. Sie waren für meine Kinder bestimmt, zu denen ich so eben zurückreisen wollte. Ermesset nun, ob ich strafbar bin.“

Die Schlaraffenländer hörten diese kurze und männliche Rede mit dumpfer Gleichgiltigkeit an.

„Ihr seid sehr im Irrthum, wenn Ihr Euch straflos wähnet,“ rief der Großwessir. „Man suche das sich auf diesen Fall beziehende Gesetz.“

„Haltet ein,“ rief Peter, der seine Ungeduld nicht länger mäßigen konnte.

„Fremder,“ redete er den Kaufmann an, „nennt mir Euern Namen und Euer Vaterland.“

Der Kaufmann verneigte sich und antwortete demüthig:

„Ich bin ein Handelsmann aus Reistambaktei, der Hauptstadt des Königreichs Selif und heiße Hassan, mein hoher kaiserlicher Herr.“

»Und wo liegt dieses Reich?«

»Es liegt mehrere hundert Meilen vom Schlaraffenlande entfernt und durch das Meer Gundron davon getrennt.«

Peter lächelte wehmüthig über seinen Irrthum, fühlte aber nichts desto weniger die innigste Theilnahme für den Fremden. Der Sclave hatte indeß den Befehl des Großwessirs vollzogen und las:

»Das Gesetz bestimmt demjenigen den Tod, »welcher in das Reich verbotene Dinge einführt »oder die Unterthanen mit ihrem Gebrauch bekannt »zu machen sucht, möge er mit dem Verbot be»kannt sein oder nicht; möge er fremd, oder ein »Bewohner des Schlaraffenlandes sein.«

»Es bestimmt die Beschlagnahme und spätere »Vernichtung der verbotenen Dinge.«

»Dieses ist unwiderruflich!«

Der Kaufmann erbleichte. »Ich bin,« rief er laut, »ein Fremder, unbekannt mit diesem grausamen und ungerechten Gesetz. Ist es nicht höchst unmenschlich, es auf mich anzuwenden?«

Allein der Großwessir zuckte kalt die Achseln. »Ihr habt gehört, was das Gesetz sagt. Habt Ihr sonst nichts vorzubringen?«

»Bei Euch nichts, Ihr Ungerechten, ich that schon mehr, als meiner würdig war. Aber bei

dir, du mächtiger Fürst," rief er, sich an Peter wendend. "Siehe! du bist noch jung, du hattest Aeltern, einen Vater, den du liebtest. Ach, Herr, ich habe einen hoffnungsvollen Sohn; er ist jung wie du, meine einzige Freude, für den ich alles thue, was ich kann. Wirst du es dulden, hoher Herr, daß man wegen so geringer Schuld mir das Leben raubt?"

"Großwessir," rief Peter gerührt, "kann der Mann nicht Gnade finden?"

"Mein kaiserlicher Herr," erwiederte der Großwessir, das Gesetz spricht seinen Tod aus und wir alle müssen denselben gehorchen!"

"Wenn ich es aber wünsche," rief Peter ängstlich; "sieh, er ist unbekannt mit diesen Verordnungen" . . .

"Auch du, mein hoher Herr, stehst unter dem Gesetz" — rief ein Priester, der plötzlich vor Peter stand.

"Ha," rief Peter aufbraußend, "ich werde es aber niemals dulden, daß in meiner Gegenwart eine solche Grausamkeit" . . .

Er vermochte nicht weiter zu sprechen — ein brennender Schmerz hinderte ihn daran. —

"Der Ring, der Ring — o Gott, welch' ein Schmerz" — stöhnte Peter ächzend.

"Denk an deinen Eid! — zum zweiten-

male schon verletztest du ihn" — rief der Priester mit furchtbarer Stimme, „wehe dir, wenn du ihn nochmals übertrittst!" Mit diesen Worten verschwand er.

Vor Peters Augen ward der Kaufmann auf den Wink des Großwessirs ergriffen und zur Thüre des Audienzsaales hinausgeführt. Peter starrte ihm entsetzt nach. Dort lag ein rothes Tuch. — Da blitzte plötzlich ein breites Schwert — man hörte einen dumpfen Schlag und das Haupt des Armen rollte auf den blutrothen Teppig hin. Vor Peters Augen wurde es dunkel — ihm vergingen die Sinne . . .

Erst nach langer Zeit hatte sich unser armer Freund von der schweren Ohnmacht erholt, in die er gesunken war. Der schreckliche Vorfall hatte ihn fast wahnsinnig gemacht. Rebröck war bemüht, den Unglücklichen zu trösten und mit seiner furchtbaren Lage zu versöhnen. Vergebens! Peters Herz blutete; er verwünschte in den heftigsten Ausdrücken sein Schicksal, das ihn an diese grauenvollen Umgebungen fesselte, und ihn unfähig machte, etwas zur Verhütung solcher unmenschlichen Thaten zu thun. Ihm schauderte vor dem, was er so eben gesehen hatte. Er wieß voll Abscheu die Einladung des Großwessirs von sich, den ferneren Verhandlungen beizuwohnen.

Diese waren nach kurzer Zeit beendigt; Peter blieb indessen im Nebenzimmer und ging hier weinend und die Hände ringend, auf und ab. Endlich vernahm er in dem Audienzsaale lautes Geräusch; die Thüre öffnete sich und der Großwessir erschien, um anzufragen, ob Peter die fremden Gesandten im Audienzsaal, oder in seinen Zimmern empfangen wolle? Peter hätte sich gerne gänzlich zurückgezogen; er hatte sich von seinem Schrecken noch nicht völlig erholt. Allein der Großwessir machte ihm bemerklich, daß er die Gesandten nicht abweisen könnte, ohne den Herrn, dessen Stellvertreter sie seien, zu beleidigen und Peter verfügte sich demnach in seine Zimmer, um die Botschafter hier zu empfangen und ihre Aufträge zu vernehmen. Man gönnte ihm etwa eine halbe Stunde Zeit, sich vorzubereiten und Rebröck war indeß beständig bemüht, ihn zu trösten; aber es gelang ihm nicht. Der Großwessir erschien nun mit den Gesandten. Wäre Peter nicht so sehr niedergeschlagen gewesen, er würde bei ihrem Anblick laut gelacht haben, denn es war die tollste Gesandtschaft, welche sich nur denken läßt. Ihrer waren drei, lauter kleine Männer, aber von so ungeheuerem Umfang und solcher unerhörten Dicke, daß sie sich kaum zu rühren vermochten. Ihre gelben Gesichter und Hände, die

runden Käppchen auf den großen, wacklichen Köpfen, die weiten, faltigen Röcke von farbiger Seide, die bunten Strümpfe, die Pantoffeln an den Füßen — es waren das Leute, die den Chinesen so ähnlich sahen, wie ein Ei dem andern. Peter war nicht so heiter gestimmt, daß ihn ihr Anblick hätte belustigen können, obwohl er sie mit großer Verwunderung betrachtete. Der kleinste und fetteste der drei Herren nahte ihm nun und überreichte ihm, indem er mühsam und keuchend auf die Kniee sank, einen Brief seines Herrn, der ihn zu den Verhandlungen mit Petern ermächtigte. Peter übergab das Schreiben seinem Großwessir und dieser las:

Der große, mächtige und erhabene König von
M'mud, Tochfa Schach, entbietet
dem großmächtigen und erhabenen Kaiser des
Schlaraffenlandes
Peter
seinem lieben Bruder, Gruß und Frieden.

„Wir haben den Ruhm Deines Namens ver„nommen und wir wünschen, daß der Friede, „welcher bisher zwischen dem Königreiche M'mud „und dem Schlaraffenlande herrschte, nicht nur „ungestört bestehen werde, sondern auch eine sichere „Grundlage erhalten möge. Zu diesem Ende bie„ten wir Dir unsere älteste Tochter Güssing-

„smag zur Gemahlin an und leben in der Hoff„nung, daß Du Dich durch diesen Antrag eben so „geehrt findest, als wir es durch eine so nahe Ver„bindung mit Dir zu werden wünschen.

Tochfa Schach.

Ein langes Schweigen folgte, als der Großwessir geendet hatte. Peter war vor Staunen und Ueberraschung fast gelähmt. Er wußte nicht, was er denken sollte. „Eine Frau! Himmel, welch' eine Thorheit," dachte er. „Was werde ich nicht alles noch erleben müssen!" Der Gedanke sich verheirathen zu sollen, kam ihm so komisch vor, daß er unwillkührlich in ein schallendes Gelächter ausbrach. Die Fröhlichkeit des Kaisers mußte etwas Ansteckendes haben, denn zuerst stimmte Rebröck, sodann der Page, welcher an der Thüre stand, ein. Endlich vermochte auch der Großwessir den Kitzel nicht zu überwinden und kicherte von Herzen mit. Nun schwand auch die Ernsthaftigkeit der Gesandten und sie hielten sich die fetten Bäuche, indem sie in ein donnerndes Gelächter ausbrachen. So setzten die Versammelten ihre Heiterkeit eine geraume Zeit fort. Der Großwessir faßte sich zuerst und suchte den Ernst, der ihm bei solchen feierlichen Gelegenheiten geziemte, wieder zu gewinnen. Er redete die Gesandten an und indem er ihnen den Dank des

Kaisers für die eben so erfreuliche, als ehrenvolle Botschaft auszudrücken versuchte, fragte er, weshalb sie denn nicht zuerst den Ministerrath mit dem Grund ihrer Sendung bekannt gemacht hätten?

Der Gesandte antwortete hierauf verbindlich; „daß die Botschaft von zu zarter Natur und blos an den Kaiser selbst gerichtet sei; daß es ferner seines Herrn Wille wäre, nicht eher etwas davon zur öffentlichen Kunde in beiden Reichen gelangen zu lassen, bis die Verhandlungen zu einem befriedigenden Ende gekommen wären. Aus diesem Grunde hätte der König ein getreues Bildniß der Prinzessin mitgesendet, welches täuschend ähnlich sei. Man warte nur auf Peters Befehl, dasselbe herbei schaffen zu lassen.“

Peter hatte sich nun gefaßt und unterbrach den Gesandten mit den Worten:

„Kennt mich denn Euer Herr?“

„Allerdings, Ew. Majestät,“ antwortete der Gesandte sich tief verneigend.

„Weiß er denn auch, wie ich aussehe und überhaupt: weiß er denn auch, wie alt ich bin?“

„Gewiß, mein gnädigster Herr,“ antwortete der Botschafter.

„Nun denn, so muß er doch einsehen, daß ich viel zu jung bin, um mich verheirathen zu können.“

rief Peter lachend. „Heirathen denn hier schon zwölf- bis dreizehnjährige Knaben?“

„Es ist das bei uns nichts Unerhörtes, sondern allgemeine Sitte,“ entgegnete der Großwessir, „und wenn sonst kein Hinderniß wäre, so stünde der Verbindung durchaus nichts im Wege. Ich wage getrost zu behaupten, daß diese Heirath nicht nur den Beifall aller Schlaraffenländer haben, sondern auch zum Wohl von M'mud und unserm Vaterlande wesentlich beitragen und dem Frieden die sicherste Grundlage geben würde. Möchte es Ew. kaiserlichen Majestät gefallen, in diese so segensreiche Verbindung zu willigen.“

„Ihr seid heute sehr vorschnell, Großwessir,“ rief Peter etwas entrüstet, als er bemerkte, daß es damit Ernst werden sollte.

„Mein kaiserlicher Herr,“ entgegnete der Beamte erschrocken, „sollte ich so unglücklich gewesen sein, durch meinen Eifer für Euer Wohl.“ —

„Seid mir still mit diesem Gerede,“ rief Peter ungeduldig, „wer sagt Euch, daß ich mich verheirathen will und woher wißt Ihr, daß diese Prinzessin von M'mud, diese — wie heißt sie doch?“

„Güssingsmag“ riefen die drei Gesandten.

„diese Güssingsmag meine Gattin werden soll?“ fuhr Peter fort.

„Ich weiß nichts von der Sache mehr, mein gnädiger Herr, als was ich so eben in Eurer Gegenwart vernommen habe. Nur dieses wagte ich zu bemerken, daß eine solche Verbindung nicht nur zum Wohle beider Reiche, sondern auch zu Ew. Majestät persönlichem Glück sehr ersprießlich sein dürfte."

„Zu meinem Glück? Was fällt Euch denn ein? denkt nur an meine Jugend," rief Peter etwas besänftigt.

„Ich denke bloß an das, was Ew. Majestät zufrieden und glücklich machen muß," erwiederte der Großwessir demüthig. „Die Prinzessin soll überdieß ein Muster von Schönheit und Liebreitz sein!"

„Was Ihr sagt?" rief Peter, dessen Neugierde durch die letzte Bemerkung des Greßwessirs erregt und gespannt wurde.

„Beliebt es Ew. Majestät, das Bildniß bringen zu lassen und Euch durch den Augenschein zu überzeugen?" fragte der Gesandte etwas spitzig.

„Herein damit," rief Peter, der immer neugieriger wurde.

Der Page gieng ab und rief den Leuten, welche mit dem Gemälde außen warteten. Ein reich mit Gold gesticktes Tuch verhüllte es noch. Es wurde an denjenigen Platz des Zimmers gestellt, wo das beste Licht auf dasselbe fiel. Jetzt

näherte sich der Gesandte und indem er an einer goldenen Schnur zog, rollte der verhüllende Vorhang zu beiden Seiten auseinander.

Wir bemühen uns vergebens, unsern Lesern einen Begriff von der Verwirrung und Entrüstung zu geben, in welche Peter beim Anblick dieses Portraits gerieth. Das Bild stellte ein Mädchen von ungefähr zwölf Jahren dar, aber so häßlich und besonders von so ungeheuerm Umfang, daß Peter einen Schrei des Erstaunens ausstieß. Das gelbe, fette Gesicht, die kleinen schläfrigen Augen, die unförmliche Dicke der ganzen Figur, die sonderbar gestalteten Füße: alles machte einen so widerlichen und zugleich komischen Eindruck, daß Peter abermals in ein schallendes Gelächter ausbrach.

„Nun, Großwessir,“ rief er ganz außer sich, „seht einmal dieses Bild an, wie gefällt Euch meine Braut?“

„Nicht übel, mein kaiserlicher Herr,“ rief der Großwessir, der Peters Lachen für den Ausdruck des innigsten Behagens hielt.

„Wie, Herr, seht einmal, welch' ein Umfang!“

„Majestätisch!“ sprach der Großwessir ernsthaft nickend.

„Welch' kleine Augen!“

„Schelmisch!“

„Welch' sonderbar kleine Füße!“

„Zum Erstaunen!“ rief der Großwessir entzückt.

„Himmel, welch' eine Figur, welch' ein Wesen!“

„Eine königliche, meines Herrn wahrhaft würdige Braut,“ rief der Großwessir, sich tief vor Petern verneigend.

Peter sah' den Greis staunend an; es erwachte in ihm der Gedanke, daß man ihn zum Besten haben wolle. „Großwessir,“ rief er mit finsterem Gesicht, „dieses Gemälde entspricht also Euern Begriffen von Schönheit?“

„Vollkommen! Es ist ein Muster; nichts Reizenderes ward je gesehen!“

„Nun wohlan, so vernehmt dann alle, was ich davon halte: Der Umfang der Prinzessin, den ihr majestätisch nennt, dünkt mir, obwohl ich sonst die größte Verehrung für Güssingsmag hege, die ein ganz vortreffliches Frauenzimmer sein mag — dieser Umfang, sage ich, ist höchst unförmlich. Diese kleinen Augen scheinen mir höchst häßlich und denen eines gewissen Thieres ähnlich, das ich nicht nennen mag. Diese sonderbaren Füße halte ich für Gänsebeinchen, die in einem Ueberzug von gelbem Leder stecken; und diese ganze königliche Figur dünkt mir so abscheulich und widerwärtig,

daß ich sie nur mit dem äußersten Mißvergnügen betrachten kann. . .

Der Großwessir, Rebröck, die Pagen, besonders aber die Gesandten waren, während Peter diese Worte mit äußerster Heftigkeit hervorstieß, voll Angst und Staunen, Schritt um Schritt, erbleichend zurückgewichen. Peter schwieg nun, und sah die Anwesenden der Reihe nach an. Sie standen, gleich bleichen Bildsäulen, staunend und stumm vor Entsetzen im Kreise.

Ein langes, todtenähnliches Schweigen folgte auf diese seltsame Scene.

»Nun, was steht Ihr und starrt nach mir, wie nach einem Wahnsinnigen und Rasenden,« fragte Peter ruhig lächelnd.

Der Großwessir bedeckte sein Gesicht voll Entsetzen mit beiden Händen. Die Gesandten erholten sich nur langsam von ihrer Entrüstung. Der älteste von ihnen winkte den Dienern, welche das Bild gebracht hatten, und es wurde schweigend entfernt. Sodann verneigten sich die Herren mit kaltem, würdevollem Anstand und schickten sich an, das Zimmer zu verlassen.

»Nun, Ihr Herren, wohin so schnell?« fragte Peter, der jetzt eine Ahnung von dem großen Fehler bekam, den er gemacht hatte.

„Unser Geschäft ist beendet und wir haben nun keinen Wunsch mehr, als daß Ew. Majestät uns gestatten wolle, dieses Reich so schnell, als möglich, zu verlassen."

Peter erschrack. Jetzt erst gedachte er der Folgen. Die Gesandten warteten noch und verließen, als sie gewahr wnrden, daß Peter nichts entgegnete, das Zimmer, in welchem noch lange nachher eine ängstliche Stille herrschte.

Zehntes Kapitel.

Wir verließen Peter mit seinem Minister und Rebröck in der peinlichsten Verlegenheit. Es trat ein tiefes Schweigen ein, das weder der Minister, noch auch Rebröck, zu unterbrechen wagte. Endlich rief Peter: „Was ist denn Wichtiges vorgefallen, daß Ihr so sehr bestürzt seid?"

„Ach, mein kaiserlicher Herr," antwortete der Großwessir mit bebender Stimme, „was habt Ihr gethan?"

„Nun, was denn? ich wünsche eben von Euch zu hören, was ich denn so gar Außerordentliches gethan habe?"

„Fühlt Ihr denn nicht, daß Ihr durch die beleidigende Zurückweisung des Euch von dem König

von M'mud gemachten Antrags und durch die schimpfliche Herabwürdigung seiner Tochter den mächtigen Fürsten auf das Empfindlichste gekränkt habt?«

»Aber, lieber Großwessir, bedenkt doch, ich sprach ja nur die Wahrheit! Läßt sich denn etwas Häßlicheres denken, als die Prinzessin Güssingsmag?«

»Ach, mein hoher Herr, Ihr seid noch viel zu unerfahren, als daß Ihr über solche Dinge richtig urtheilen könntet. Gussingsmag gilt für ein Muster von Schönheit!«

»Nun wohl; mag sie der ganzen Welt gefallen — ich finde sie abscheulich.«

»Mußtet Ihr denn das in Gegenwart der Gesandten sagen.«

»Weßhalb nicht,« rief Peter unbefangen.

»O! Ihr werdet nur zu schnell die traurigen Folgen dieser Rücksichtslosigkeit erkennen. Ha! schon zeigen sie sich — o Gott! welch' ein Unglück!«

In diesem Augenblick erschien ein Hofbeamter, der einen Fremden meldete. Ihm folgte auf dem Fuße ein, in einen rothen Mantel gehüllter Mann von finster drohendem Aussehen. Er schritt vor bis in die Mitte des Zimmers.

»Kaiser des Schlaraffenlandes, wähle!« rief er mit dumpfer Stimme, indem er Petern einen Strick und ein Schwert zu Füßen legte.

»Was willst du und wer bist du?« fragte Peter betroffen.

»Ich bin der Bote Tochfa Schachs, des großen Königs von M'mud. Er hat die Beleidigung, die Du Ihm durch deine höhnische Antwort auf seinen Dich ehrenden Antrag erwiedern ließest, vernommen und läßt dir nun folgende Wahl:

entweder: Du folgst mir vor Seinen Thron mit diesem Strick um Deinen Hals und ergiebst Dich ihm auf Gnade und Ungnade;

oder: dieses, sein Schwert, wird nicht eher ruhen, als bis es von deinem Blute trieft!

Nun wähle, denn die kurze Bedenkzeit, welche dir gegönnt ist, verrinnt.«

Peter erbleichte; er sah hilfeflehend nach seinem Großwessir. Allein, dieser bedurfte selbst des Beistandes; er lag keuchend in einem Sessel. Der Kobold hatte sich hinter einem der Vorhänge versteckt.

»Wähle!« rief der Furchtbare wieder.

Peter sank fast vor Angst zu Boden.

»Wähle! zum letztenmale sage ich: Wähle!«

Peter sah zähneklappernd und keines Wortes mächtig umher.

Als der Fremde bemerkte, daß Peter nichts zu antworten vermochte, ergriff er den Strick, schleuderte ihn Petern zu Füßen und kehrte ihm sodann den Rücken, indem er das Zimmer mit donnernden Schritten verließ. —

Peter erholte sich langsam von seinem Schrecken; er ergriff die Glocke und stürmte heftig mit derselben; allein keiner der Diener erschien. Er rief laut nach Hilfe; Niemand nahte; das ganze Schloß war wie ausgestorben. Der Großwessir lag in einem mitleiderregenden Zustand in dem Lehnstuhle; er athmete wie ein Sterbender. Peter verließ nun das Zimmer, um einige von den Dienern aufzusuchen — sie hatten sich alle furchtsam verkrochen und kamen nur zögernd herbei. Peter trieb sie nun an, dem Großwessir zu Hilfe zu kommen und Aerzte zu holen. Er selbst ging händeringend, voll Furcht uud Todesangst umher.

Der jetzt ganz regungslose Großwessir wurde von den Dienern in eines der Nebenzimmer getragen; einige Aerzte kamen bald nachher; es wurde dem alten Mann eine Ader geschlagen; man wendete verschiedene Mittel an, ihn ins Leben zurückzurufen; allein alles war vergebens — ein Schlagfluß hatte ihn plötzlich dahingerafft.

Peter erschrack auf das Heftigste, als man ihm diese traurige Nachricht hinterbrachte; er machte sich selbst die bittersten Vorwürfe und gestand, durch seine Unbesonnenheit den plötzlichen Tod des wackern Greises herbeigeführt zu haben. Rebröck, der jetzt wieder hereingekommen war, bemühte sich, ihn zu trösten, als sich plötzlich auf dem Platz vor dem Schlosse ein furchtbares Geschrei erhob. Peter sprang empor und riß entsetzt die Vorhänge auseinander. Welch' ein gräulicher Anblick. Die Nacht war brreits eingebrochen und der ganze hellbeleuchtete Platz wimmelte von einer unzählbaren Menschenmenge, die sich mit großem Geschrei und Toben durcheinander drängte. Der dunkle Himmel war mit einer unnatürlichen, schauerlichen Röthe gefärbt und wurde von Blitzstrahlen grell und jäh durchzuckt. Das ferne Rollen des Donners mischte sich mit einem eigenthümlichen Knattern, fast wie der ferne Knall von Schießgewehren. In diesem Augenblicke eilte ein Reiter aus einer der Seitenstrassen daher. Der Lärm steigerte sich nun zum wildesten Toben. Der Reiter ward angehalten und befragt. Die Nachricht, welche er brachte, mußte entsetzlich sein, denn es erhob sich ein gellender Weheruf, der bald von vielen Tausenden auf dem Platz und in den nächsten Strassen wiederholt wurde. Der Bote ritt nun in gestrecktem Trabb

auf das Schloß zu und verschwand innerhalb des Thores. Peter trat nun zurück in das Zimmer. „Rebröck;“ rief er ängstlich, als er den Faun nicht bemerkte.

„Peter,“ antwortete dieser leise aus dem Winkelchen, wo er steckte.

„Was geht denn vor, Rebröck; was ist das für ein Geschrei und Toben auf dem Platz?“

„Ich weiß nicht, Peter, aber es muß etwas höchst Furchtbares vorgefallen sein!“

„Was ist denn geschehen? weißt du denn gar nichts?“

„Ach Peter! ich glaube, du hast durch deine Unbesonnenheit ein großes Unglück angerichtet.“

„Kann denn das so schnell kommen? es ist ja unmöglich, daß die Gesandten in dieser kurzen Zeit zurückkehren konnten!“

„Ich begreife es selbst nicht. . . .“

Der Kobold wurde unterbrochen, denn so eben öffnete ein Diener, dem sämmtliche Minister auf dem Fuße nachfolgten, die Thüre. In ihrer Mitte befand sich ein unordentlich gekleideter, mit Staub bedeckter Sclave, welcher sich in den Hintergrund des Zimmers stellte. Der Justizminister trat nun vor und begann:

»Mein kaiserlicher Herr, Ihr sehet uns alle voll Entsetzen nahen, denn unser stilles Reich ist plötzlich mit blutigem Krieg überzogen worden. Der König von M'mud, beleidigt durch Eure Zurückweisung seines Antrags, hat geschworen, nicht eher zu ruhen, als bis er unser ganzes Land verödet, Städte und Dörfer verbrannt, und alle Einwohner als Sclaven hinweggeführt hat. Euch selbst erwartet ein noch traurigeres Schicksal. Der König, höchst erbittert gegen Euch, gelobte bei dem Andenken an seine Vorfahren, Euch mit einem Strick um den Hals in seinem ganzen Reiche herumführen und zuletzt den reissenden Thieren vorwerfen zu lassen. Wir erfuhren dieses vor ganz kurzer Zeit durch den Boten, den er an Euch sendete. Nun höret den schrecklichen Bericht, den dieser Sclave so eben brachte.«

»Tritt näher,« rief Peter bebend und mit gebrochener Stimme, »was hast du zu sagen.«

»Flieht, mein kaiserlicher Herr, denn schon naht der König von M'mud mit seinem ganzen Kriegsheer Eurer Hauptstadt. Er hat, in Erwartung, daß Ihr gar nicht anders, als willfährig und mit freundlicher Bereitwilligkeit, sein Anerbieten erwiedern würdet, sich selbst mit seiner Tochter und seinem ganzen Kriegsheer auf den Weg gemacht und ist seinen Gesandten auf dem Fuße nachgefolgt.

Natürlich kam das Heer erst später in der Gegend von Tulihafe an; jedoch die zurückkehrenden Gesandten trafen ihn keine zwei Stunden von der Hauptstadt entfernt. Ihr Bericht versetzte ihn in eine unbeschreibliche Wuth und entflammte alle seine Kriegsleute, welche, wie überhaupt alle Bewohner von M'mud die Prinzessin fast anbeten und auf das Innigste verehren, zum wildesten Rachegefühl. Der König ertheilte, nur den Eingebungen seines Zornes gehorchend, in demselben Augenblick seinem Scharfrichter, den er überall mit sich führt, den Befehl, Euch den Krieg anzukündigen. . . "

„Das war der Mann, welcher so plötzlich und in so furchtbarem Aufzuge vor Euch erschien" . . riefen die Schlaraffenländer.

„und das Heer," fuhr der Bote fort, „überließ sich den wildesten Ausschweifungen. Ein Morden, Plündern, Sengen und Brennen begann, Grausamkeiten wurden gegen Eure armen, wehrlosen Unterthanen verübt, welche zu schildern mir die Worte fehlen! Viele tausend Männer, Weiber und Kinder, welche an die Strasse geeilt waren, um die fremden Krieger zu sehen, wurden nun plötzlich überfallen und in Stücken gehauen. Das Geschrei der armen Hingeschlachteten, das Wuthgeheul der rohen Kriegsleute — es ist entsetzlich und mir stehen noch jetzt die Haare zu Berge."

»Was ist zu thun?« rief Peter, weinend vor Mitleid und Angst. »Kriegsminister, sendet Ihnen doch Truppen entgegen.«

»Es ist schon geschehen, mein kaiserlicher Herr; alle Truppen, welche sich in der Residenz und in der Umgegend der Hauptstadt befanden; sind dem Feind bereits entgegen gezogen. Allein ich fürchte, daß ihre Anzahl viel zu schwach ist, um ihn aufzuhalten. Wir sind gar nicht vorbereitet auf einen so unerwarteten Ueberfall.«

»O, Himmel, welch' ein Jammer!« stöhnte Peter.

»Ihr habt recht, Ew. Majestät, allein bedenket, daß Ihr allein an dem Elend, welches jetzt über unser armes Vaterland hereinbricht, schuld seid« — rief einer der Minister.

»Hättet Ihr doch besonnen und ruhig den Antrag der Gesandten erwogen! weßhalb ließet Ihr uns nicht rufen?« sprach derjenige, welcher die Stelle des Großwessirs vertrat.

»Allerdings,« rief ein anderer, »Gegenstände von solcher Wichtigkeit gehören doch vor den Ministerrath!«

»Angenommen, daß Euch die Verbindung zuwider gewesen wäre: hättet Ihr denn nicht auf eine andere Weise, als durch so gröbliche Belei-

digungen, auf das ehrenhafte Anerbieten des Königs von M'mud antworten können?«

Peter wußte auf alle diese Vorwürfe kein Wort zu erwiedern; er weinte nur voll der schrecklichsten Qual und rang die Hände in stummer Verzweiflung. Die Minister standen eben so rathlos und besprachen sich ängstlich unter einander, als plötzlich ein neues Geschrei auf dem Platze entstand. Peter fuhr zusammen und die alten Herren rannten, alle Rücksicht bei Seite setzend, an die Fenster. Ein neuer Bote war angelangt. Er ritt in gestrecktem Galopp durch die zu beiden Seiten ausweichenden Menschenmassen. Bald hatte er das Schloß erreicht; er eilte die Treppe herauf und trat keuchend in das Zimmer, woselbst sich Peter befand.

»Was bringst du?« riefen die Minister voll Todesangst.

»Fliehet, fliehet, Ihr Herren — o Ew. Majestät, fliehet schnell!«

»Weshalb?« rief Peter fast bewußtlos.

»Unser Kriegsheer ist vernichtet!«

Alle Anwesenden stießen einen Schrei des Entsetzens aus und schlugen sich voll Verzweiflung und Schrecken an die Brust.

Der Bote begann nun zu erzählen: »Wir zogen dem Heer des Königs von M'mud entgegen

und erreichten den Vortrabb desselben kaum eine halbe Stunde von der Hauptstadt. Das Gefecht begann sogleich und die leichten Reiter wurden stürmisch zurückgetrieben. Unsere Truppen hielten sich wacker und die Feinde verloren viele Leute. Es war hell genug, um weithin alles übersehen zu können, denn alle Dörfer und Märkte der Umgegend stehen in Flammen. Wir folgten den Fliehenden, als wir plötzlich zu allen Seiten Truppen erblickten, welche gegen uns heranzogen. Wir waren umringt und es bleibt mir nichts zu sagen übrig, als daß fast alle niedergehauen wurden. Nur ich entrann dem Tode, um Euch dieses anzusagen. Ich sah, als ich floh, die Kriegsleute sich um die Stadt lagern und das schwere Geschütz aufführen. Man hatte kaum Zeit, die Thore von Tulihafe zu schließen und" . . .

In demselben Augenblicke schlug der Knall einer schweren Kanone an das Ohr der Anwesenden. Eine tiefe Stille, sowohl im Zimmer, als außen auf dem Platze, trat ein. Man hörte deutlich das ferne Rollen des Donners. Jetzt folgte ein zweiter Schuß, dann mehrere, und binnen wenigen Augenblicken erhob sich eine furchtbare Kanonade.

Starr vor Entsetzen standen die Minister im Zimmer herum, Peter voll Todesangst mitten unter

ihnen. Da fuhr plötzlich eine Kanonenkugel, das ganze Fenster zerschmetternd, durch das Zimmer, schlug an die feste, massive Hinterwand, fiel sodann herab und rollte polternd über den Boden des Gemaches.

Der Schrecken der Anwesenden ist nicht zu beschreiben. Schreiend stürzten alle zu Boden, rafften sich sodann wieder auf und entflohen eiligst aus dem obern Theile des Palastes, der, wie es schien, dem Geschütz der Feinde zur Zielscheibe diente.

Peter war allein — einsam lag er am Boden — alle hatten ihn verlassen — als plötzlich wieder eine Kanonenkugel krachend durch die Wand fuhr und einen Hagel von Steinen, Glas- Marmor- und Holzsplittern nach allen Seiten schleuderte. Peter kam zu sich selbst; voll Entsetzen und Todesangst, mit gesträubtem Haar eilte er hinab in die Gewölbe zur ebenen Erde. Hier traf er zufällig auf Rebröck und flehte ihn um Hilfe an. Der Kobold zitterte selbst für sein Leben; er ergriff Petern bei der Hand und zog ihn in eines der Kellergewölbe, wo beide vor den Kanonenkugeln sicher waren.

Oben nahm jetzt das Geschrei und das Toben der Menschenmassen überhand. Schauerlich schallte es herab in das unterirdische Gewölbe, wo

Peter sich mit Rebröck versteckt hatte. Beide waren voll Todesangst und völlig unfähig, ein Wort zu sprechen.

Nachdem etwa eine Stunde verflossen war, hörte plötzlich das Kanonenfeuer auf, welches ununterbrochen gewüthet hatte und nur allein das Rollen des Donners war fürchterlich zu vernehmen. Es schien bei den ungeheuern Schlägen der Grund der Erde zu wanken.

Nach einiger Zeit vernahm Peter lautes Rufen: „Der Kaiser! wo ist der Kaiser?“ Peter horchte ängstlich und angestrengt.

„Wo ist der Kaiser?“ riefen im Hof, auf den Gängen, überall, die Stimmen der suchenden Diener.

„Vorhin war er im Hofe,“ tönte es.

„Ja,“ rief ein anderer, „ich sah, wie er sich mit seinem Leibdiener in einem Gewölbe verbarg.“

„Wo ist dasselbe? führt uns zu ihm!“ riefen mehrere fremde Stimmen.

„Hier, meine Herren,“ sprach der Kellermeister, dessen Stimme Peter sogleich erkannte.

Es wurde nun an die Thüre gepocht. „Oeffnet, Ew. Majestät, es sind Abgesandte Tochfa Schachs da, welche Euch sprechen wollen.“

Peter erschrack; er sah sich nach einem Aus-

weg zur Flucht um. Allein das Gewölbe hatte nur eine Thüre, die nach oben führte.

„Was soll ich thun?“ rief er rathlos; „soll ich öffnen, Rebröck?“

Der Kobold verbarg sein Gesicht regungslos in dem faltigen Gewande.

„Rebröck, soll ich öffnen? sprich', allerbester Rebröck, verlaß mich nur jetzt nicht!“ rief Peter weinend.

„Oeffnet,“ riefen die Außenstehenden wieder.

Peter ging händeringend im Keller auf und ab. Die Leute vor der Thüre schienen nun ungeduldig zu werden. Man rief nach Sclaven. „Bringt Hebezeug herbei und sprengt die Thüre,“ rief eine wilde Stimme.

Peter sprang hin und riß die Riegel hinweg.

Eine Anzahl vornehmer Herren und Priester drang zur offenen Thüre herein. Das ganze Gewölbe wurde voll Menschen, welche Petern mit durchbohrenden Blicken betrachteten. Einer der Feldherren nahm nun das Wort.

„Ew. Majestät,“ rief er keuchend, „die Stadt steht an hundert Plätzen in Flammen und wir können uns nicht länger vertheidigen. Wir sendeten deshalb an Tochfa Schach einen Offizier und mehrere der angesehensten Magistratspersonen welche ihn um Gnade anflehen sollten. Der König ist

bereit, uns diese zu gewähren, aber er macht uns zur Bedingung“ . . .

Hier schwieg der General gerührt. „Ich kann nicht,“ rief er mit vor Wehmuth zitternder Stimme, „möge ein Anderer vollenden.“ Allein alle schwiegen; es entstand eine stille Tiefe, man hörte im Hintergrund schluchzen.

„Nun wohlan,“ rief Peter mit verzweiflungsvoller Entschlossenheit, „was will Tochfa Schach? Vollendet!“

Niemand wagte es, zu antworten.

„Endet,“ rief Peter, „ich bin auf alles gefaßt; was will der König?“

„Er verlangt, daß wir Euch ausliefern und uns auf Gnade und Ungnade ergeben sollen. Alle unsere Schätze und Reichthümer will er seinen Truppen überlassen; er dürstet nur nach Euerem Blut!“

Peter war erstarrt. „Was wird mein Schicksal sein?“ fragte er mehrere Krieger, die sich jetzt um ihn drängten und ihn fesseln wollten.

„Es ist Euch bekannt,“ rief ein wild aussehender Offizier, „hofft auf kein Erbarmen!“

„Ha,“ rief Peter, aus der Verzweiflung plötzlich in die gräßlichste Wuth übergehend, „so meint er also, ich soll mich geduldig, wie ein Lamm, von ihm abschlachten lassen?

Verwünscht sei diese Krone! Verwünscht alles, was mich noch an sie fesselte!« Außer sich vor wahnwitziger Wuth und vor Ingrimm riß er Ring und Gürtel ab und schleuderte alles zu Boden . . .

Da zischte ein leuchtender Blitz herab und es krachte ein Donnerschlag, welcher die Erde zu spalten schien. Der Boden öffnete sich; Flammen brachen daraus hervor; scheußliche Dämonen nahten, ergriffen Peter und schleuderten ihn unter Hohngelächter in einen furchtbaren Abgrund; ihm vergingen die Sinne. —

* * *

Als Peter wieder zu sich kam, fühlte er heftige Schmerzen am Kopfe; er spürte Blut, welches aus einer Wunde rieselte; alles um ihn her war stille, aber aus der Ferne nahte Jemand mit schlürfendem Tritt. Endlich wurde ein Schlüssel in ein Schloß gesteckt, sodann gedreht und eine alte Thüre öffnete sich knarrend. Zugleich vernahm Peter wohlbekannte Glockentöne, welche jetzt deutlich zur offenen Thüre hereindrangen.

»Nun, was ist das, Kind?« rief der Eintretende, »du liegst ja an der Erde; was ist dir denn begegnet?«

„Hinweg!“ rief Peter, der die Augen noch nicht zu öffnen wagte.

„Was?“ fragte der Mann lachend.

„Zurück, zurück, — sage ich!“ — schrie Peter ängstlich.

„Was hast du denn Bursche? Hilf Himmel und du blutest ja am Kopf! Nun, ich sagte es schon längst, man möchte die Kinder nicht in dieses abscheuliche Gemach sperren“ — rief der Mann, indem er Petern aufhob und auf eine Bank setzte.

Peter öffnete jetzt die Augen. — „Wo bin ich denn?“ fragte er halb ängstlich, halb freudig, als er Schneider, den alten Pedel, erkannte.

„Nun, wo wirst du denn sein? **im Karzer bist du!**“ antwortete dieser.

„So bin ich denn nicht im Schlaraffenlande?“ fragte Peter gedehnt.

„Wo?“ rief Schneider lachend; „wie nanntest du das Land?“

Peter antwortete nicht, sondern sah gedankenvoll vor sich hin.

„Ich glaube, dir hat es geträumt,“ sprach der alte Mann lächelnd.

„Ach, ja, Herr Schneider, mich dünkt ich habe einen sehr schweren Traum gehabt“ — sagte Peter wehmüthig, indem er sich den Kopf rieb, der ihn sehr heftig schmerzte.

„Komm Kind, mir wird ganz unheimlich zu Muthe und du siehst so gar angegriffen aus! Es ist Zeit, daß du nach Hause gehst; man läutet schon zum Gebet und deine Strafzeit ist längst vorüber.“

Peter erhob sich schwindelnd und erkannte nun den Esel, auf welchem er gesessen und von dem er herabgestürzt war. Sich umwendend sah er den Faun mit bestäubtem Gesicht aus dem Rahmen hervorgucken und schrie laut vor Schrecken, als er die gespenstische Gestalt erblickte.

„Ha,“ rief Schneider, „hat dich Der verstört? Nun morgen will ich ihn tüchtig verschmieren und verkratzen, damit ferner kein ehrlicher Christenmensch durch dieses abscheuliche heidnische Gesicht erschreckt werde.“

Der Pedell machte sich jetzt in dem dunkeln Gemach zu thun und Peter hatte Zeit, sich von seiner Betäubung etwas zu erholen. Er erkannte die leeren Wände des Karzers, die Bank, wo er anfangs gesessen und von der ihn die Ratten verscheucht; das Tischchen, auf welchem sich noch das Stückchen Brod und das Krüglein mit Wasser befand, das ihm Schneider gegeben hatte. Er sah den hölzernen Esel, auf dem er geritten und bei welcher Gelegenheit an ihm so seltsame Phantasiegebilde vorübergegaukelt waren. Er erinnerte sich

an alles: an seinen Fehler, an die Ermahnungen des Rektors, an seine Strafe; und es wurde ihm nach und nach klar, daß ihn ein schwerer Traum in eine fremde Welt versetzt hatte.

Nur mühsam vermochte er es, die seltsamen Erscheinungen, welche ihn erschreckt hatten, zu fassen. Es kam ihm das ganze Gemach schauerlich, unheimlich, gespenstisch vor und er war von ganzem Herzen erfreut, als der alte Pedell seine Geschäfte beendet hatte und mit ihm das dunkle Gemach verließ.

Nach kurzer Zeit war Peter mit Schneider in dessen Zimmerchen angelangt. Er bekam nun Wasser, um seine Stirne abzuwaschen und kehrte sodann auf dem alten, wohlbekannten Wege nach Hause zurück.

Daheim wurde er von Vater und Mutter etwas streng empfangen. Er erhielt einen sehr ernstlichen Verweis und ward sodann begnadigt.

Die Geschwister waren anfangs besorgt gewesen, ob der arme Peter nicht noch eine zweite Strafe aushalten müßte. Allein der Vater hatte durch den Rektor das Nöthige erfahren und verzieh Petern, nachdem er ihm das Versprechen abgenommen hatte: nie wieder in den begangenen Fehler verfallen zu wollen!

Peter hielt redlich sein Wort; er machte gute Fortschritte und war die Freude seines Lehrers und seiner Aeltern. Bei seinem Austritt aus der Schule erhielt er ein ganz vorzügliches Attest. Die Strafe hatte ihn gebessert und der seltsame Traum, den er im Karzer gehabt hatte, verfehlte seine Wirkung nicht. Peter vergaß nie in seinem Leben die Lehre: daß es kein größeres Glück gebe, als Arbeit und Thätigkeit und daß das Leben dem Trägen und Faulen trotz aller Genüsse, welche der Reichthum möglich macht, zur Last wird.

Es läßt sich denken, daß er seine Geschwister und Schulgenossen nicht wenig durch die Erzählung seines Traumes belustigte. Auch in seinen spätern Jahren ergötzte er noch öfters seine Freunde durch seine Erinnerungen aus dem

Schlaraffenlande.

In demselben Verlage ist ferner erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Unterhaltende Jugendbibliothek

interessanter Reisen zu Wasser und zu Land in die Länder und Meere der heißen Zone. Zur Belehrung in geographischer, nautischer und naturhistorischer Hinsicht.

Diese kleine Bibliothek wird folgende unterhaltende und belehrende Erzählungen für die Jugend und ihre Freunde enthalten:

Der Matrose — der Steuermann — Indien — das Eismeer — das Negerschiff — die Südsee und ihre Inselgruppen.

Jeder Band von 2—4 gleichstarken Lieferungen à 24 kr. oder 6 gGr. wird eine in sich abgeschlossene Erzählung mit ein oder mehreren fein illum. großen Kupfern bilden. Mit 4 Bändchen ist das Ganze bestimmt vollendet.

Hiervon sind bereits erschienen und auch einzeln zu haben:

Der Matrose,

oder Schicksale und Abenteuer eines durch Seelenverkäuferei auf einen Ostindienfahrer gerathenen Jünglings, in den Kriegsjahren 1805—7. Eine Erzählung zur Belehrung und Unterhaltung für die reifere Jugend. Mit der naturgetreuen, großen und fein colorirten Abbildung einer ostindischen Kauffarteifregatte. gr. 12. geb. 1842. 1 Thlr. oder 1 fl. 45 kr.

Der Steuermann,

oder Reisebegebenheiten bei der ersten Fahrt des jungen Gottfried Walter auf dem neuen Schiffe „Freundschaft". Eine Erzählung zur Belehrung und Unterhaltung für die Jugend und ihre Freunde. Mit einem Stahlstich als Titelkupfer. gr. 12. geb. 1842. 1 Rthlr od. 1 fl. 45 kr.

Das Försterhaus am Moritzberge

oder die Strafe ereilt den Frevler. Eine Erzählung nach einer wahren Begebenheit aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges für die reifere Jugend von Philipp Körber. Mit einem Stahlstich als Titelkupfer. 8. geh. 1842. 9 gGr. oder 36 kr.

Mährchen vom Rübezahl,

dargestellt in Wort und Bildern zur angenehmen Unterhaltung für gute und folgsame Kinder. Ein neues Bilderbuch mit zehn fein illuminirten Kupfern nach Originalzeichnungen von P. C. Geißler. kl. 4. eleg. geb. 1842. 14 gGr. oder 54 kr.

Der kleine Zauberer,

oder die Kunst der natürlichen Hexerei. Eine leichtfaßliche Anleitung zu den auserlesensten Arten von Zahlen-, Karten- und sonstigen leicht ausführbaren Kunststücken für die Jugend. Von J. C. Gütle. Dritte Auflage. Ganz neu bearbeitet und sehr erweitert von Dr. J. P. Pöhlmann. Mit zwei Kupfertafeln und einem gestochenen Titel. 8. eleg. geb. 1842. 10 gGr. oder 1 fl. 30 kr.

Die Weihe des Jünglings,

oder Mitgabe für das ganze Leben am Tage der ersten Confirmation. Von Heinrich Müller, Prediger zu Wollmirsleben und Ritter ꝛc. Zweite Auflage. Mit einem feinen Stahlstich als Titelkupfer und gestochenem Titel. 8. eleg. geb. 1843. 16 gGr. oder 1 fl. 12 kr.

Der junge Seefahrer,

oder Gottfried Wollner's Seereisen nach Jamaika und Java. Eine Erzählung zur Belehrung und Unterhaltung für die Jugend und ihre Freunde. Mit der getreuen colorirten Abbildung einer Kauffarteifregatte. 8. eleg. geb. 20 gGr. oder 1 fl. 21 kr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Körber, Philipp,

Peter Glückfeld, der gebesserte Müssiggänger oder die Reise nach einem fremden Stern eine unterhaltende Erzählung für die Jugend

Nürnberg [1843]

Paed.pr. 1863
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760290-5